

WALTER LÜTHI

Der
Prediger Salomo
lebt das Leben

Eine Auslegung
für die Gemeinde

Digitalisierung

Hans Käser, Arequipa, Peru, mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Der Prediger Salomo lebt das Leben,
Eine Auslegung für die Gemeinde
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: Keine Angabe (1952)
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Arequipa, Peru - Version 2014/02
Dateiname: luethi-salomo.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Diese bleiben unverändert bestehen.

Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz",

einzusehen unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.5/ch/>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich in der vorliegenden Form, d.h. als unverändertes PDF Dokument und ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken.***

Zitate:

Zitate aus diesem Dokument müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor; Buchtitel (evtl. Untertitel/Predigtitel); Herausgeber und Version der digitalen Ausgabe; Seitenangabe; optional: PDF Dokumentennahme.

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

Inhalt

| | |
|--|-----|
| DER MANN MIT DEM ROTEN BARETT | 6 |
| PREDIGER 1 | |
| «ES IST ALLES GANZ EITEL, SPRACH DER PREDIGER» | 10 |
| PREDIGER 2 | |
| «WOHLAN, ICH WILL WOHL LEBEN UND GUTE TAGE HABEN» | 20 |
| PREDIGER 3 | |
| «EIN JEGLICHES HAT SEINE ZEIT»..... | 31 |
| PREDIGER 4 | |
| «ICH WANDTE MICH UND SAH AN ALLES UNRECHT»..... | 43 |
| PREDIGER 5 | |
| «BEWAHRE DEINEN FUSS, WENN DU ZUM HAUSE GOTTES GEHST» . | 54 |
| PREDIGER 6 | |
| «ES IST EIN UNGLÜCK, DAS ICH SAH UNTER DER SONNE» | 65 |
| PREDIGER 7 | |
| «EIN GUTER RUF IST BESSER DENN GUTE SALBE»..... | 75 |
| PREDIGER 8 | |
| «DIE WEISHEIT ERLEUCHTET DES MENSCHEN ANTLITZ»..... | 87 |
| PREDIGER 9 | |
| «GERECHTE UND WEISE UND IHRE WERKE SIND IN GOTTES HAND»»98 | |
| PREDIGER 10 | |
| «SCHÄDLICHE FLIEGEN VERDERBEN GUTE SALBEN» | 111 |
| PREDIGER 11 | |
| «LASS DEIN BROT ÜBER DAS WASSER FAHREN» | 124 |
| PREDIGER 12 | |
| «GEDENKE AN DEINEN SCHÖPFER IN DEINER JUGEND» | 135 |

Walter Lüthi

Der Prediger Salomo lebt das Leben

Eine Anleitung zum rechten Gebrauch der Welt möchte man diese bibeltreue und gerade deshalb so gegenwartsnahe Auslegung des oft missverstandenen Buches «Der Prediger Salomo» nennen. Walter Lüthi zeigt schlagend, dass dieses biblische Buch mit dem immer wiederkehrenden Wort «Alles ist eitel» nicht, wie viele grosse Denker glaubten, pessimistisch und von Kulturmüdigkeit erfüllt ist. «Der Prediger Salomo» lehrt uns vielmehr, wie in aller Nichtigkeit des Lebens Gottesfurcht, getrostete Arbeit, echte Ruhe und Geduld, praktischer Sinn, Jugendfreude und Lebensgenuss dennoch Raum haben können, wenn dieses Leben aus Gottes Hand genommen wird. Walter Lüthi öffnet uns die Augen dafür, dass gerade dieses Buch ein heilsames Wort für den modernen Existentialisten und Nihilisten enthält. — So erfüllt diese Auslegung einen zweifachen Dienst. Die Gemeinde wird kräftig auf den Boden der Wirklichkeit gestellt, den sie weithin zugunsten eines selbst gemachten Gottes- und Weltbildes verlassen hat. Aber auch die Entkirchlichten und der Kirche Fernstehenden werden in diesem Buch der Lebenshilfe von einem angesprochen, den sie verstehen und der ihnen helfen kann. Schliesslich wird uns ein Licht aufgesteckt, dass auch dieses Buch in seiner scheinbaren Verneinung ein ergreifender Hinweis ist auf Christus, der allerdings nur die unsichtbare Mitte seiner Klagen und Tröstungen bildet.

Der Mann mit dem roten Barett

Im zweiten Kapitel seiner Auslegung des «Prediger Salomo» lässt Luther die Bemerkung fallen, dass «Zwinglius seinen Schweizern für die roten baret grawe hüte aufsetzet». Aus dem Zusammenhang geht hervor, dass es sich in diesem Wort um eine Anspielung auf die Sittenmandate handelt, die das Leben im Zürich Zwinglis zeitweise etwas unfestlich zu gestalten drohten. Das rote Barett¹⁾, das will Luther damit offenbar sagen, muss dem Leben eines Christenmenschen erhalten bleiben. Das Festkleid darf im Dasein der Gemeinde unter keinen Umständen fehlen; die Freude hat ihren Platz und ihre Stunde. Es wäre jedenfalls nicht im Sinne des Herrn der Kirche, wenn man den Leuten das rote Barett wegnehmen und durch eine graue Uniformität ersetzen wollte. Diese beiläufige Bemerkung vom roten Barett und den grauen Hüten stand mir während der Beschäftigung mit dem Predigerbuch oft vor Augen. Wenn ich mir den Prediger Salomo vorstelle, dann ist es in der Tat so jemand wie ein Mann mit einem roten Barett, ein Mann, der mitten im grauen und oft genug schwarzen Alltag es je und je unternimmt, den grauen Hut wegzulegen und das rote Barett anzuziehen. Am liebsten sähe ich darum das Buch illustriert etwa durch die Selbstbildnisse des jungen und des alten Rembrandt. Ja, wenn nicht eine gewisse Scheu vor ausgefallenen Formulierungen vorhanden gewesen wäre, hätte ich gute Lust gehabt, überhaupt die ganze Auslegung unter den Titel zu stellen: «Der Mann mit dem roten Barett». Wenn es, wie die Sachverständigen sagen, nicht König Salomo selber war, der das Buch eigenhändig geschrieben hat, so ist es doch wahrhaftig nicht von ungefähr, dass der unbekannte Verfasser gerade diesen und nicht einen anderen Decknamen gewählt hat. Tatsächlich bricht immer wieder siegreich ein Schimmer echt salomonischen Festglanzes aus diesen sonst eher dunkel getönten Kapiteln auf. Wir sind diesem Mann heute

doppelt dankbar, dass er den Kampf gegen alle grauen Eminenzen des menschlichen Lebens so unkämpferisch und überlegen aufgenommen und auf der Grundlage des Glaubens, wie er der Gemeinde des Alten Bundes geschenkt ist, so beharrlich durchgehalten hat. Auch wenn uns der Prediger nicht immer letzte Antworten zu geben vermag, so führt, ja treibt er uns doch immer neu wieder bis zu jenem Ort, wo wir innwerden können, dass Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist; das aber ist der bleibende und nicht zu unterschätzende Dienst des Alten Testaments überhaupt.

Nicht ganz unnötig scheint es mir, daran zu erinnern, dass der vorliegende Deutungsversuch seine Existenz ganz und gar dem gottesdienstlichen Leben der Gemeinde verdankt. Daraus erklärt sich beispielsweise die Zugrundelegung des Luthertextes. Sogar die Anregung, gerade dieses biblische Buch auszulegen, hat ein Predigtbesuch anlässlich eines Aufenthaltes im Sommer 1951 gegeben. Im evangelischen Kirchlein in Saignelegier in den bernischen Freibergen hatte der Pfarrer seiner Sonntagspredigt einige Verse aus dem Buch des «Prediger Salomo» zugrunde gelegt. Diese gehörte Predigt regte mich in der Folgezeit an, das ganze Buch durchzulesen. Ich empfand es als Geschenk, dass aus dieser Lektüre, wenn auch vorerst unter einigem Zögern, doch dann die Freudigkeit erwachte, nach der Rückkehr in die Gemeindegarbeit das Buch im Sonntagsgottesdienst auszulegen. Es handelt sich hier also um zwölf Gemeindepredigten, die, ziemlich genau so wie sie hier vorliegen, in der Zeit zwischen dem August 1951 und Juli 1952 im Berner Münster gehalten wurden. Auch wenn unter diesen Umständen gegebenenfalls der übliche wissenschaftliche Apparat im Hintergrund bleiben muss, wird der Kenner doch vielleicht da und dort merken, dass diesen Predigten eine ausgiebige Einsichtnahme in die vorhandene Literatur vorausgegangen ist. Es war ebenfalls ein Geschenk, zu

beobachten, dass die Gemeinde von der ersten bis zur letzten Predigt sichtlich mitgegangen ist. Was ist in der Auslegung des Wortes Gottes *nicht* Geschenk?

Wenn man anfängt, sich eingehender mit dem «Prediger Salomo» zu beschäftigen, dann ist man nicht wenig erstaunt darüber, wie sehr gerade dieses biblische Buch zu allen Zeiten die Geister angezogen hat. Freilich wird gerade hier, wie selten an einem Orte, offenbar, wie wahr es ist, dass unser Weissagen Stückwerk bleibt. Der Kirchenvater Hieronymus sah im Prediger eine Anleitung zur Flucht aus einer verdorbenen Welt. Martin Luther, aus dessen Feder eine vollständige Auslegung von Vers zu Vers existiert, sieht in dem Buch umgekehrt eine Anleitung zum rechten Gebrauch der Welt; dass er zeitweise im Prediger geradezu eine Art «Fürstenspiegel» sieht, mag nicht nur zum Zeitbedingten und Vergänglichen gehören. Ohne Zweifel hat Luther richtig gesehen, was der Prediger will. Denker wie Öttinger und Kierkegaard empfangen beim Prediger Anregung. Bei Dichtern findet man auf Schritt und Tritt Spuren, die deutlich den Einfluss des Predigers verraten, wir nennen Matthias Claudius, Goethe und Eduard Mörike. Vor allem aber waren es immer wieder die abendländischen Neinsager, Geister wie Friedrich der Grosse, Voltaire, Heinrich Heine und Ernest Renan, die für dieses Bibelbuch, wie etwa gewisse Maler für Maria Magdalena und die grosse Sünderin, ein besonderes Interesse bezeugten, offensichtlich in der Annahme, hier ihre eigenen Gedanken biblisch bestätigt zu finden, mit wie wenig Grund, mag die Auslegung zeigen. Es könnte sich einem geradezu der Vergleich mit dem Schicksal der neutestamentlichen Apokalypse aufdrängen, die von jeher die Sektierer aller Art anzog, wogegen der alttestamentliche «Prediger Salomo» eine mächtige Anziehungskraft vor allem auf die Geister, die stets verneinen, ausübte. Der vorliegende Deutungsversuch mag charakterisiert sein durch das

Bemühen, die Bibel durch die Bibel selber, den Prediger Salomo von der ganzen übrigen Bibel her — Alten und Neuen Testaments — auszulegen. Und nun sei dem «Mann mit dem roten Baret» selber das Wort gegeben. Wenn es geschehen darf, dass da und dort ein Leser den grauen Hut vom Kopf nimmt und sich durch den Prediger mitten in der Wüste dieser Zeit einen Festtag bereiten und einen Tisch decken lässt, dann ist auch das ein Geschenk gewesen.

Bern, im August 1952, der Verfasser.

«Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger»

¹ Dies sind die Reden des Predigers, des Sohnes Davids, des Königs zu Jerusalem. ² Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel. ³ Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? ⁴ Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde bleibt aber ewiglich. ⁵ Die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, dass sie wieder daselbst aufgehe. ⁶ Der Wind geht gen Mittag und kommt herum zur Mitternacht und wieder herum an den Ort, da er anfing. ⁷ Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie her fließen, fließen sie wieder hin. ⁸ Es sind alle Dinge so voll Mühe, dass es niemand ausreden kann. Das Auge sieht sich nimmer satt, und das Ohr hört sich nimmer satt. ⁹ Was ist's, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist's, das man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird; und geschieht nichts Neues unter der Sonne. ¹⁰ Geschieht auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? Es ist zuvor auch geschehen in den langen Zeiten, die vor uns gewesen sind. ¹¹ Man gedenkt nicht derer, die zuvor gewesen sind; also auch derer, so hernach kommen, wird man nicht gedenken bei denen, die darnach sein werden. ¹² Ich, der Prediger, war König über Israel zu Jerusalem ¹³ und richtete mein Herz, zu suchen und zu forschen weislich alles, was man unter dem Himmel tut. Solche unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, dass sie sich darin müssen quälen. ¹⁴ Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne geschieht; und siehe, es war alles eitel und Haschen nach Wind. ¹⁵ Krumm kann nicht schlicht werden, noch, was fehlt, gezählt werden. ¹⁶ Ich sprach in meinem Herzen: Siehe, ich bin herrlich geworden und habe mehr Weisheit denn alle, die vor mir gewesen sind zu Jerusalem, und mein Herz hat viel gelernt und erfahren. ¹⁷ Und richtete auch mein Herz darauf, dass ich erkannte Weisheit und

erkennte Tollheit und Torheit. Ich ward aber gewahr, dass solches auch Mühe um Wind ist. ¹⁸ Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens; und wer viel lernt, der muss viel leiden. Prediger 1

Der Mann, der diese zwölf Kapitel geschrieben hat, stellt sich uns vor als «Prediger, Sohn Davids, des Königs zu Jerusalem» (1). Wer immer er sein mag, ob er mit dem historischen König Salomo überhaupt etwas zu tun hat — eines ist gewiss: Es redet hier einer, der an Gott glaubt. Ernest Renan hat bestimmt nicht recht, wenn er sich dahin äussert, der Prediger «entwickle hier die umfassendste, lebensnaheste und freimütigste Lehre des Skeptizismus». Er ist, wie Franz Delitzsch ihn beschreibt, «ein Weltmann, der das Dasein nach allen Seiten hin aus eigener Erfahrung kennt»; aber er ist ein gläubiger Weltmann. Der Verfasser dieses besonders eigenartigen biblischen Buches hat tatsächlich nicht, wie auch Heinrich Heine meint, ein «Hohelied der Skepsis» geschrieben, sondern viel eher müsste man es ein Hohelied der Gottesfurcht nennen. Ausdrücklich setzt der Prediger schon in diesem ersten Kapitel die Eitelkeit aller Dinge unter der Sonne und die unselige Mühe der Menschenkinder — mit Gott in Verbindung. Es ist Gott, der «den Menschenkindern solch unselige Mühe gegeben hat, dass sie sich darin müssen quälen» (13). So redet ein Skeptiker, so redet ein grundsätzlicher Zweifler nicht. Gott! siebenunddreissig Mal wird in dem Buch, das wir nun miteinander aufgeschlagen haben, der Name Gottes ausgesprochen. Diese Tatsache ist bei der Lektüre von Wort zu Wort in Rechnung zu stellen. Wenn nach der Darstellung des Predigers diese Welt so gründlich aufgehört hat, ein Paradies zu sein, dass überhaupt «alles eitel ist und ein Haschen nach Wind» (14), dann ist eben solch ein Zustand aller Dinge nicht von ungefähr. Wer an Gott glaubt — und das tut der Prediger Salomo —, der kann einen derart schwerwiegenden Befund nicht feststel-

len und gleichzeitig dergleichen tun, als fehlte dafür jegliche Erklärung, als handelte es sich hier um einen dunklen Zufall, um ein blindes Fatum, oder um den mechanischen Ablauf eines schicksalhaften Geschehens. Gottes Wille ist hier am Werk. Gott hat «solch unselige Mühe gegeben»; damit soll der Leser doch offenbar daran erinnert werden, dass diese Erde und die Menschheit einst bessere Tage gesehen hat, eben weil sie Gottes Erde und Gottes Menschheit ist. Wenn unser Dasein auf dieser Erde nun eine derart unselige Wendung genommen hat, dann hat das offenbar seine Gründe und seinen Sinn. Es ist somit nicht die Sinnlosigkeit und der Zweifel, der hier das Wort führt, sondern der Glaube. Mögen die Worte dieses unbestechlichen Welt- und Menschenkenners uns im Verlauf der Lektüre noch oft genug bedrängen und entsetzen — siebenunddreissig Mal wird uns, gleich dem Streckenlicht im Tunnel-Innern, der Name Gottes begeben. Freilich ist es der Name nicht des Gottes, von dem wir uns unsere Bildnisse, die wir lieben und verstehen, zu machen pflegen, nein, der Prediger Salomo glaubt an den oft verborgenen Gott, der «den Menschenkindern solch unselige Mühe gegeben hat, dass sie sich darin müssen quälen». —

Und nun schauen wir uns den Inhalt gleich dieses ganzen ersten Kapitels etwas genauer an. Der Verfasser beginnt mit der Feststellung: «Alles ist ganz eitel, sprach der Prediger, alles ist ganz eitel» (2). Martin Luther erklärt das offenbar schon damals nicht mehr ohne weiteres verständliche Wort: «Eitelkeit ist, das wir auf Deutsch heissen — nichts.» In unserer Sprache würde das also heissen: «Alles ist ganz nichtig, sprach der Prediger, alles ist ganz nichtig.» Darauf stellt der Prediger gleich die radikale Frage, was unter diesen Umständen unser Dasein auf Erden, unser Tun und Lassen dann überhaupt noch für einen Sinn und Gewinn haben könne. Was hilft es schliesslich, sich auf dieser Erde ein Leben lang abzurackern? (3). Darauf erfolgt

die etwas umständliche, aber anschauliche Antwort: Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt. Die Sonne geht auf, die Sonne geht unter. Im Kreise kreisend geht der Wind. Das Wasser fließt ins Meer; das Meer aber wird nicht voll, denn das Wasser steigt wieder vom Meer auf und kehrt zurück ins Meer (4-7). Eintönig ist der Kreislauf aller Dinge, ohne Anfang und ohne Ende. Und blickt er auf die Menschengeschichte, dann begegnet ihm hier dasselbe Einerlei: Was vergangen ist, das bringt die Zukunft wieder, tritt aber einer auf, der vorgibt, noch nie Dagewesenes zu sagen, dann täuscht er sich, denn längst bevor er lebte, hat ein anderer seine Gedanken gedacht, seine Worte gesprochen, seine Taten getan: «Was ist's, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist's, das man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird; und geschieht nichts Neues unter der Sonne» (8-11). Es gibt somit auch das nicht, was man «Fortschritt» zu nennen liebt. Was immer Neues, Allerneuestes zu sein vorgibt, die alte Erde bleibt sich im ganzen gleich: «Krumm kann nicht gerade werden, und was fehlt, lässt sich niemals ergänzen» (15). Das heisst, Unvollkommenheit bleibt unvollkommen und diese Welt bleibt höckrig. So redet der Prediger: «Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne geschieht, und siehe, es war alles eitel und Haschen nach Wind» (14). Ein sonderbarer Ausdruck steht hier im hebräischen Urtext. Es heisst eigentlich weiden, hüten des Windes — als ob einer den Wind einpfarfen könnte! In der Märchensprache ist die Rede vom Weiden der Hasen auf der Wiese; etwas weniger poetisch spricht bei uns der Volksmund von einem «Sack voller Flöhe, die es zu hüten gilt»; so ungefähr tönt es, wenn der Prediger sagt: «Haschen nach Wind.» Einst hat Einer gesagt: «Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weisst nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.» Haschen nach Wind, eitles Unterfangen! Alles ist eitel. Und «Eitelkeit ist, was wir auf

Deutsch heissen — nichts.» Vanitatum vanitas — «Eitel Eitelkeit, sprach der Prediger, eitel Eitelkeit, alles ist eitel» (Übers. W. Vischer).

Aber der Mann, der schliesslich zu dieser Erkenntnis gekommen ist, glaubt an Gott. Es ist Gott, der uns solch unselige Mühsal auferlegt hat. Es ist der Gott, der Erde, Luft und Meer erschaffen hat. Und dieser Gott ist der Herr auch über den Menschen in seiner Qual und in seinem Widerspruch. Gewiss, dieser Mensch vermag nicht aus seiner Haut zu fahren, und keiner wird über seinen eigenen Schatten springen; Mensch bleibt Mensch. Darum bleiben sich auch die menschlichen Verhältnisse in ihren Grundzügen ungefähr gleich. Aber so wahr es ist, dass Mensch Mensch bleibt, so wahr ist es auch: Gott bleibt Gott. Und Luther, der einmal nebenbei die Bemerkung fallen lässt, er habe sich sein Leben lang mit dem Buch des «Prediger Salomo» beschäftigt, sagt hier mit Recht, auf den Menschen gesehen gebe es tatsächlich nichts Neues unter der Sonne, aber Neues könne jederzeit geschehen von Gott her. Über der Sonne ist Neues, und von dorthin sind früh und spät Einbrüche des Neuen möglich in dieser alten Welt, denn «all Morgen ist ganz frisch und neu des Herren Gnad und grosse Treu». Gewiss sind wir aus dem Paradies vertrieben. Der Prediger weiss das; aber er weiss auch, dass Gott seine Menschenkinder nicht vor dem Paradiese stehen, laufen oder liegen lässt. Mit unendlicher Mühe und väterlicher Freundlichkeit hat Gott sich seither der Vertriebenen angenommen.

Eines weiss allerdings der Prediger nicht — kann es noch nicht wissen —, nämlich: dass Gott selber nicht über der Sonne geblieben ist. Gott selber ist unter die Sonne herabgekommen, hat hier Hand angelegt und das «unselige Mühen und Quälen der Menschenkinder» auf sich genommen und selber getragen. Wenn aber Gott selber sich nicht für zu gut hielt, sich auf dieser Erde abzurackern, dann soll

einer kommen und hinfort noch behaupten, unser Arbeiten auf dieser Erde sei sinnlos und nutzlos! Gott selber ist zur Erdarbeit angetreten, weil sich nach seinem heiligen Dafürhalten die Bemühung um diese Erde lohnt. Wir stehen damit unversehens vor dem Geheimnis der Menschwerdung Christi. Es gibt keine Welt- und Lebensbejahung, die totaler und radikaler wäre als die Tatsache, dass Christus in diese Welt, in eine Welt, wie der Prediger sie sehen muss, hereingekommen ist und Menschheit annahm. Damit hat Gott sein unüberhörbares, einmaliges und unwiderrufliches Ja zu dieser Welt und Menschheit gesprochen. Nicht etwa, dass durch das Hereinkommen Christi die Erkenntnis des Predigers aufgehoben oder gar widerlegt würde. Es ist wahr, was er in prophetischer Eintönigkeit bis zur Ermüdung, ja bis fast zum Überdruß immer wieder vorbringt: «Eitel Eitelkeit, sprach der Prediger, eitel Eitelkeit, alles ist eitel.» Christus selber, mit dem das Neue endgültig unter der Sonne Zelt und Wohnung aufgeschlagen hat, sieht den Zustand des christuslosen Menschen nicht anders. Jesus weiss, warum er im Gleichnis vom Weinstock und den Reben nicht weniger als sechsmal mahnt: «Bleibet in mir», bleibet, bleibet, bleibet! «Wer in mir bleibt, bringt viele Frucht.» Aber dann fährt er weiter: «Ohne mich könnt ihr nichts tun» — nichts! (Joh. 15). Man kann vieles ohne Christus tun. Aber der Keim des Todes steckt darin, und der Bazillus der Nichtigkeit. Abgesehen von Christus ist es nur zu wahr, was «der Prediger sprach».

Man könnte ja Welt und Menschheit tatsächlich auch, im Gegensatz zum Prediger, nicht von Gott her betrachten; man könnte sich mit aller Absicht und Bewusstheit ein Weltbild und ein Menschenbildnis machen ohne Gott. Man würde das dann «Weltanschauung» nennen oder etwas zeitgemässer ausgedrückt «Zeitanalyse». Es ist nicht uninteressant, sich einen Augenblick zu vergegenwärtigen,

wie das dann jeweilen aussieht, wenn die Leute, anders als unser gottesfürchtiger Prediger, ohne Gott sich zurechtfinden möchten in Welt und Zeit. Dieses Unternehmen pflegt dann jeweilen so zu verlaufen, dass wir Menschen je nach Mode, Naturell und Alter die Dinge etwas mehr in Rosa sehen oder etwas mehr in Grau. In der Regel ist es dann so, dass man in jungen Jahren geneigt ist, die Vorgänge etwas günstiger zu beurteilen, als sie in Wirklichkeit sind, bei vorgerückterem Alter aber eher umgekehrt; dass man das eine Mal mehr zu Optimismus und Schönfärberei veranlagt ist, das andere Mal mehr zu Pessimismus und Schwarzsehen. Nicht nur an Einzelnen, an ganzen Geschlechtern, Völkern und Zeiten kann dies beobachtet werden, ja ein und derselbe Mensch kann beides einmal, zweimal, dreimal wechselnd erleben, weltanschauliche, zeitanalytische Ebbe abgelöst durch «steigende Flut». Es gab eine Zeit, sie liegt gar noch nicht so weit hinter uns, da ein Theologieprofessor seinen Studenten in einem launigen Beisammensein den Unterschied zwischen einem Optimisten und einem Pessimisten an der Fabel von den zwei Fröschen, die miteinander in den Rahmtopf fielen, unter allgemeinem Beifall klarzumachen pflegte. Der eine der Frösche fing an zu quaken: «Wir sind hereingefallen» — «wir sind hereingefallen», und er quakte sein Sprüchlein so lange, bis dass er elendiglich im Rahm ersoff. Das war der Pessimist. Der andere aber fing wacker an, mit allen vieren im Rahm herumzurudern, bis dass dieser zu Butter wurde; und siehe, der glückliche Optimist war dank seiner Tatkraft mit Hilfe seiner vier Extremitäten «fein raus». Weil die damalige Weltanschauung eben gerade auf der optimistischen Wellenlänge lief, sahen wir im tatkräftigen Frosch, der unentwegt Rahm zu Butter schlug, geschmeichelt uns selber. Es waren wenige, die damals den nahen Sturz ins weltanschauliche Wellental vorausahnten. Bald aber kamen Jahre, da kein Rahm mehr im Topf sich befand, da die

Milch, wässerig und blau, sich überhaupt nicht mehr zum Buttern eignete, weil Kanonen wichtiger wurden als Butter. Und dann lasen wir mit weltanschaulichen Sorgenfalten Oswald Spenglers «Untergang des Abendlandes», der natürlich wie alle Pessimisten in allem und jedem so recht, so schrecklich recht bekam. Das war jene Zeit, da man anlässlich eines Schulexamens in der dritten Primarschulklasse ein Schülerheft durchblättert; der Lehrer hatte mit diesen Zehnjährigen das Wohnen der Menschen behandelt. Die erste Seite zeigte einen Höhlenbewohner, die zweite eine Pfahlbaute, und dann geht es höher und höher mit dem Wohnen, bis hinauf zur komfortablen Einzimmerwohnung, auf einmal aber erfolgt der Absturz zur Mietskaserne, und das letzte Blatt zeigt einen Menschen, seine Stirn in die Hand gestützt, in einem Wohnbunker kauern.

Wir sitzen heute ohne Zweifel weltanschaulich und zeitanalytisch im fensterlosen Bunker des Pessimismus. Es dünkt einen manchmal, es sei nicht von ungefähr und geradezu bezeichnend, dass es in dieser Zeit allgemein Mode wurde, wenn der liebe Gott die Sonne scheinen lässt, schwarze Brillen zu tragen. —

Der Prediger aber ist weder weltanschaulicher Pessimist noch Optimist, er ist ein Glaubender. Er hat eine Erfahrung der Weltnot und des Menschenelendes, so radikal, wie kein Pessimist sie haben könnte, denn der Glaubende weiss um die Tatsache der Sünde. Er weiss ganz schlicht und realistisch, dass der Mensch ein Sünder ist. Im Blick auf die Sündhaftigkeit und das Elend des Menschen liegt in der pessimistischen Weltanschauung zwar ein Körnlein Wahrheit; aber der Glaubende, weit entfernt davon, dem oberflächlichen Optimismus zu verfallen, weiss um ein Geheimnis, das gleichzeitig auch die kühnsten Träume des Optimisten überhöht. Der Glaubende weiss um ein Jenseits von Schwarz und Weiss, um den Gott, aus dessen gütiger Hand er beides, «unselige Mühe» und unsägliche Freude,

annehmen darf. So ist der Glaube, wissender als aller Pessimismus und zugleich getroster als aller Optimismus. Dort, jenseits von Schwarz und Weiss, steht, aufs ganze Buch gesehen, der «Prediger Salomo», der an Gott glaubt. Alles ist eitel, das nicht aus Gott lebt; aber in Gott wird alles sinnvoll. Es gibt nichts Neues unter der Sonne; aber in Gott heisst es: «Siehe, ich mache alles neu.»

Eines tut der Prediger, wie er gegen Schluss dieses Kapitels selber feststellt, nicht; er kann es nicht tun, weil er an Gott glaubt. Es gehört nämlich zu den Seltsamkeiten unserer Menschenart, dass man imstand ist, aus der Not des Pessimismus sogar eine Tugend zu machen. Der Mensch vermag seltsamerweise nicht nur den Sonnenaufgang, sondern auch den Sonnenuntergang zu geniessen. So wie es Leute gibt, die faulen Käse besonders lieben, so kann man auch noch dem «Untergang des Abendlandes» Geschmack und Genuss abgewinnen. Man kann auch untergehend noch, wie einst Nero zum Brand des ewigen Rom, die Harfe spielen. Man kann geradezu eine Philosophie und eine Kunst des Untergangs, der Vernichtung und des Nichts, pflegen. Existentialphilosophie — das treibt nun allerdings der «Prediger Salomo» nicht. Er hat über den Eindruck, den ihm diese alte arme Welt macht, auch nachgedacht, und zwar mit Anstrengung. Es scheint, dass Goethe mit seinem «Habe nun, ach, Philosophie, Juristerei und Medizin, und, leider, auch Theologie durchaus studiert mit heissem Bemühn», dass der Dichter bei diesem «heissen Bemühn» unter dem Einfluss der Lektüre des «Predigers Salomo» stand. Der Prediger darf jedenfalls für sich geltend machen, dass er sich's mit dem Nachdenken nicht bequem gemacht hat. Aber nun entwickelt er überraschenderweise gerade keine Philosophie des Nichts. In seinen Augen ist nicht nur alles Tun, sondern auch alles Nachdenken eitel, alle «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» und alle Zeitanalyse, auch solche vom Standort

Jerusalems aus: «Ich sprach in meinem Herzen: Siehe, ich bin herrlich geworden und habe mehr Weisheit denn alle, die vor mir gewesen sind zu Jerusalem, und mein Herz hat viel gelernt und erfahren. Und richtete auch mein Herz darauf, dass ich erkennte Weisheit und erkennte Tollheit und Torheit. Ich ward aber gewahr, dass solches auch Mühe um Wind ist» (16-17).

Aber nicht etwa, meint er, dass wir überhaupt nichts wissen können. Wir mögen es mit unserem Wissen unter Umständen recht weit bringen. Aber wenn der Prediger auch weiss, dass uns das Wissen reich machen kann, vielleicht auch mächtig dazu — mag das Wissen vieles vermögen, Eines vermag es bestimmt nicht: den Menschen glücklich machen kann es nicht. Wissen, so sagt schliesslich unser Prediger, Wissen macht alt und müde, und immer auch ein wenig traurig, es macht uns wie frühreife Kinder, altklug. Der Prediger findet also ein Körnchen echter Wahrheit in dem «Was ich nicht weiss, macht mir nicht heiss». So sagt er schliesslich über seine eigene, beträchtliche Weisheit: «Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, und wer viel lernt, der muss viel leiden» (18). Dass der Prediger trotz dieser überlegenen Einsicht nicht aufs heisse Denkbemühen verzichtet, wird letztlich darauf zurückzuführen sein, dass Gott, an den er glaubt, ihm den Verstand gegeben hat. Wir werden später (Kap. 10) mehr über den Gebrauch des Verstandes von ihm hören.

«Wohlan, ich will wohl leben und gute Tage haben»

¹ Ich sprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will wohl leben und gute Tage haben! Aber siehe, das war auch eitel. ² Ich sprach zum Lachen: Du bist toll! und zur Freude: Was machst du? ³ Da dachte ich in meinem Herzen, meinen Leib mit Wein zu pflegen, doch also, dass mein Herz mich mit Weisheit leitete, und zu ergreifen, was Torheit ist, bis ich lernte, was den Menschen gut wäre, dass sie tun sollten, solange sie unter dem Himmel leben. ⁴ Ich tat grosse Dinge: ich baute Häuser, pflanzte Weinberge; ⁵ und machte mir Gärten und Lustgärten und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume darein; ⁶ ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grünenden Bäume; ⁷ ich hatte Knechte und Mägde und auch Gesinde, im Hause geboren; ich hatte eine grössere Habe an Rindern und Schafen denn alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren; ⁸ ich sammelte mir auch Silber und Gold und von den Königen und Ländern einen Schatz; ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen und die Wonne der Menschen, allerlei Saitenspiel; ⁹ und nahm zu über alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren; auch blieb meine Weisheit bei mir; ¹⁰ und alles, was meine Augen wünschten, das liess ich ihnen und wehrte meinem Herzen keine Freude, dass es fröhlich war von aller meiner Arbeit; und das hielt ich für meinen Teil von aller meiner Arbeit. ¹¹ Da ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand getan hatte, und die Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war es alles eitel und Haschen nach Wind und kein Gewinn unter der Sonne. ¹² Da wandte ich mich, zu sehen die Weisheit und die Tollheit und Torheit. Denn wer weiss, was der für ein Mensch werden wird nach dem König, den sie schon bereit gemacht haben? ¹³ Da sah ich, dass die Weisheit die Torheit übertraf wie das Licht die Finsternis; ¹⁴ dass dem Weisen seine Augen im Haupt stehen, aber die Narren in der Finsternis gehen; und merkte doch, dass es einem geht wie dem andern. ¹⁵ Da

dachte ich in meinem Herzen: Weil es denn mir geht wie dem Narren, warum habe ich denn nach Weisheit getrachtet? Da dachte ich in meinem Herzen, dass solches auch eitel sei. ¹⁶ Denn man gedenkt des Weisen nicht immerdar, ebenso wenig wie des Narren, und die künftigen Tage vergessen alles; und wie der Narr stirbt, also auch der Weise. ¹⁷ Darum verdross mich zu leben; denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht, dass alles eitel ist und Haschen nach Wind. ¹⁸ Und mich verdross alle meine Arbeit, die ich unter der Sonne hatte, dass ich dieselbe einem Menschen lassen müsste, der nach mir sein sollte. ¹⁹ Denn wer weiss, ob er weise oder toll sein wird? Und soll doch herrschen in aller meiner Arbeit, die ich weislich getan habe unter der Sonne. Das ist auch eitel. ²⁰ Darum wandte ich mich, dass mein Herz abliesse von aller Arbeit, die ich tat unter der Sonne. ²¹ Denn es muss ein Mensch, der seine Arbeit mit Weisheit, Vernunft und Geschicklichkeit getan hat, sie einem andern zum Erbteil lassen, der nicht daran gearbeitet hat. Das ist auch eitel und ein grosses Unglück. ²² Denn was krieget der Mensch von aller seiner Arbeit und Mühe seines Herzens, die er hat unter der Sonne? ²³ Denn alle seine Lebtag hat er Schmerzen mit Grämen und Leid, dass auch sein Herz des Nachts nicht ruht. Das ist auch eitel. ²⁴ Ist's nun nicht besser dem Menschen, dass er esse und trinke und seine Seele guter Dinge sei in seiner Arbeit? Aber solches sah ich auch, dass es von Gottes Hand kommt. ²⁵ Denn wer kann fröhlich essen und sich ergötzen ohne ihn? ²⁶ Denn dem Menschen, der ihm gefällt, gibt er Weisheit, Vernunft und Freude; aber dem Sünder gibt er Mühe, dass er sammle und häufe, und es doch dem gegeben werde, der Gott gefällt. Darum ist das auch eitel und Haschen nach Wind. Prediger 2

Gott gibt Freude: «Denn den Menschen, die ihm gefallen, gibt er Weisheit, Einsicht und Freude» (26). So steht es im letzten Vers dieses ausgedehnten Kapitels. Um die Freude geht es hier vom ersten bis zum letzten Wort. Der Prediger Salomo glaubt an einen Gott, der nicht nur «unselige Mühe

den Menschenkindern gegeben hat», der auch «Weisheit gibt, Einsicht und Freude»; an einen Gott, der gleichsam Tag und Nacht darauf sinnt, wie er seine Menschenkinder glücklich sehen könnte. Dabei sind wir uns freilich bewusst, wie unwahrscheinlich die Feststellung, dass Gott ein Gott der Freude ist, selbst manchen Christen vorkommen will; vermag doch der Mensch von heute weithin überhaupt nur noch an einen Gott zu glauben, der die Menschheit mit Schweiss, Blut und Tränen tränkt. Selbst wenn du überzeugte Christen miteinander über ihren Gott reden hörst, dann ist das meistens ein Gott, der den Menschen Bussen aufsalzt und Plagen bereitet. Sogar unsere Gottesdienste lassen oft eher auf einen Gott der Schmerzen schliessen denn auf einen Gott der Freude. Wenn der Prediger sagen würde, Gott sei ein Verderber der Freude und habe seine helle Lust daran, seine Menschenkinder weinen zu sehen, das fände eine sehr weitreichende Bereitschaft der Zustimmung. Es scheint durchaus nicht unnötig, dies Geschlecht durch den Prediger daran erinnern zu lassen: «Denn den Menschen, die ihm gefallen, gibt Gott Freude.»

Unser Prediger gehört, das ist hier nicht zu vergessen, jenem Volke an, das — wir übertreiben nicht — wie kein anderes Volk der Erde Feste gefeiert hat, und zwar ausgesprochen und betont Freudenfeste, Feste, die den Teilnehmer acht volle Tage hintereinander buchstäblich von Dank zu Dank, von Jubel zu Jubel trugen. Israel ist nicht umsonst das Gottesvolk, das Volk des Gottes, der ein Gott der Freude ist. Israels ganzes Jahr ist sozusagen umschlungen und geschmückt von einem Kranz herrlicher Festwochen, an denen Tanz und Spiel nicht fehlten und deren letzte Tage für die Teilnehmer je und je zu den unvergesslichen Lebenshöhepunkten gehörten (Psalm 42!). Und zwar waren es von Gott verordnete und von Gott ausdrücklich dem Volk dargebotene Feste. Wenn etwa die Propheten ihre Stimme erhoben, dann nicht gegen die Festfeiern an sich,

sondern gegen deren Missbrauch. Gerade die Propheten wussten, was das heisst: «Den Menschen, die ihm gefallen, gibt Gott Freude.» Ja die Freude, die Gott seinem Volke gönnt und gibt, wird dann im Neuen Testament sogar die «grosse» und die «vollkommene Freude» genannt, und die Schriften, die im Neuen Testament voran stehen, heissen ausdrücklich Evangelien, Freudenbotschaften. Den Grund zur grossen, zur vollkommenen Freude freilich kann der Prediger noch nicht kennen. Er weiss, dass Gott zwar denen, die ihm gefallen, Freude gibt, fährt dann aber einschränkend fort: «Aber dem Sünder gibt er Mühe, dass er sammle und häufe und es doch dem gegeben werde, der Gott gefällt» (26). Die Freude des Neuen Testaments heisst deswegen die grosse und die vollkommene, weil hier nun, geheimnisvoll genug, sogar dem Sünder Gottes Freude angeboten und ermöglicht wird, ja, nicht etwa nur so notdürftig und mit knapper Not, sondern vorab und in erster Linie dem Sünder. Diese Armensünderfreude ist so über alles Begreifen herrlich, dass der ältere Bruder im Gleichnis vom verlorenen Sohn sich darüber ärgert, dass dem Bruder, der wie ein Vagabund heimgekehrt ist, ein Kalb geschlachtet, ein Ring an den Finger, ein neues Kleid und ein Platz an der Festtafel angeboten wird «und sie fingen an fröhlich zu sein» (Luk. 15). So radikal ist Gottes Wille, seine Menschenkinder froh zu wissen, dass er Christus hingibt, damit auch der arme Sünder sich freuen kann. Aber nun ist unser menschliches Benehmen diesem göttlichen Freudenangebot gegenüber — milde gesagt — etwas sonderbar. Man trägt nämlich tief in seiner Natur eine oft recht unverhohlene Abneigung gegen die Freude, die Gott gibt, und ein ebenso deutlich bemerkbares Verlangen nach Freuden, die man sich selber verschafft. Der Mensch hat ganz offensichtlich mehr Sinn für genommene als für gegebene Freuden. Die Bibel zeigt in jener tiefen Erzählung, wie schon der erste Mensch eines Tages

anfängt, nicht mehr zufrieden zu sein mit der geschenkten Freude des Paradieses, und dazu übergeht, sich Freuden zu nehmen: «Und sie nahm und ass und gab ihrem Mann auch davon.» Ja diese Neigung zum Freudendiebstahl wird zeitweise derart stark, dass man in Abwandlung der bekannten Redensart geradezu sagen könnte: «Gestohlene Freude, doppelte Freude.» Und wenn wir nun recht sehen, dann wird uns in diesem zweiten Kapitel vom Prediger eben dieser Mensch beschrieben — und dieser Mensch ist man ja natürlicherweise selber! —, dieser Mensch, der lieber Freude nimmt, als dass er sie sich von Gott schenken lässt. Wir wollen es dem Verfasser hoch anrechnen, dass er hier so offen redet. Je aufmerksamer man dieses Kapitel zusammenhängend liest, umso klarer wird einem, dass es sich dabei um ein umfassendes Geständnis handelt, das einen fast anmutet wie eine persönliche Beichte, die uns in die Nähe etwa von Augustins Bekenntnissen führt. Was steht denn da?

Zuerst hat er versucht, sich durch masslosen Sinnengenuss Freude zu verschaffen: «Ich sprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will wohl leben und gute Tage haben!» (1). Wie weiland die babylonischen Himmelsstürmer sagt auch er nun «wohlan!», es gilt jetzt den ganzen Einsatz. Wenn ein Mann wie der Prediger die Freude sucht, dann bleibt er nicht auf halbem Wege stehen. Und nun öffnet er alle Schleusen, Fenster und Türen seiner Genussfähigkeit und schickt seine sämtlichen fünf Sinne aus auf Jagd nach jenen Genüssen, die ein Mann von Welt sich leisten kann. Er stiehlt mit den Augen, er stiehlt mit den Ohren, er stiehlt mit der Nase, er stiehlt mit dem Mund und mit den Händen, er schlürft und schlingt, was immer in seine Saugnähe gerät, in sich hinein. Sein Wille, sich auszuleben, das zeigt uns dieses ganze Kapitel, ist geradezu ungeheuerlich. Aber eines Tages, mitten in Saus und Braus, geschieht es, dass er sich selber lachen hört. Sonderbar, wenn einer mit eigenen

Ohren sein Lachen vernimmt! Und tief ist sein Erschrecken. O ja, man kann eines Tages über seinem eigenen Lachen erleichen. Es tönt dann so leer! Es tönt so hohl! Es tönt so gespenstisch! «Aber siehe, das war auch eitel. Ich sprach zum Lachen: Du bist toll! und zur Freude: Was machst du?» (1-2). Ist es verwunderlich, wenn einer im Wohlleben Freude sucht, dass er zuletzt so ins Leere stösst? Der Genuss der ganzen Welt wird letztlich eine Seele nicht sättigen. Kann ein Menschenherz Ruhe finden, es sei denn, dass es Ruhe findet in Gott? «Aber den Menschen, die ihm gefallen, gibt Gott Freude.»

Vorübergehend entschliesst er sich dann, wenigstens in einem Punkt, was den Weingenuss anbetrifft, seiner Masslosigkeit Zügel anzulegen: «Da dachte ich in meinem Herzen, meinen Leib mit Wein zu pflegen, doch also, dass mein Herz mich mit Weisheit leitete, und zu ergreifen, was Torheit ist, bis ich lernte, was den Menschen gut wäre, dass sie tun sollten, solange sie unter dem Himmel leben» (3). Dann aber stürzt er sich nur von neuem auf die Suche nach der Freude. Seine Anstrengungen, die Freude einzufangen, sind beinahe erschreckend in ihrer Unersättlichkeit: «Ich tat grosse Dinge» (4). Er übertreibt nicht, wenn er nun anfängt aufzuzählen, was alles er drauf unternahm, um die Freude gleichsam zu sich her zu zwingen. Er baut Paläste mit ausgedehnten Parkanlagen, Fruchtgärten und Rebberge. Ein Wald von Bäumen sorgt für kühlen Schatten, Wasserkünste spenden Abwechslung und Frische. Schaf- und Grossvieh-Herden beliefern die Küche. Eine Dienerschaft, wie der Orientale sie benötigt, wartet auf den Wink des Herrn. Sänger und Sängerinnen tragen bei zur Erhöhung der Tafelfreuden. Ein Harem von Frauen gehört selbstverständlich zu diesem Lebensstil, und die ganze Gesellschaft glänzt und glitzert in Silber und Gold, das von fernen Ländern hergeholt ist. Was er sich da erdacht und verwirklicht hat, das ist im Grunde nichts anderes als das selber

gemachte Paradies. Ja es ist, als hörte man Gott selber am siebenten Tag reden, wenn es heisst: «Da sah ich an alle meine Werke, die meine Hand getan hatte» — aber dann fährt er nicht fort «und siehe da, es war alles sehr gut», sondern: «Siehe, da war es alles eitel und ein Haschen nach Wind» (4-11). «Ein kolossaler Apparat sinnlicher Lust», wie ein Ausleger (Delitzsch) hier bemerkt. Aber ach, nur der Apparat ist kolossal, nicht aber die Freude. Es ist eine tiefe Täuschung zu meinen, vermehrter Aufwand vermehre jeweilen auch die Freude. Der reiche Vater, der seinem Jungen für 200 Franken das Kinderauto kauft, löst damit nicht mehr Freude aus als der kleine Vater, der seinem Kind für zwei Franken ein Pärlein Kaninchen heimbringt. Und hätte der Mann, der sich «Prediger Salomo» nennt, obendrein seinen Apparat mit allen Motorenkräften und mit allen Atomenergien, über die ein heutiger Grandseigneur verfügt, vergrössern können — Aufwand ist keine Garantie für Freude. Und mag ein Geschlecht seine Vergnügungsindustrie auf höheren und immer höheren Touren laufen lassen, schliesslich bleibt es dabei: Die Freude, die der Mensch sich selber nimmt, erweist sich zuletzt immer wieder als eitel und Haschen nach Wind. Der Mann, der zu dieser Erfahrung gelangt und hier zu uns redet, ist kein verdrängter Leerschluckler, der es sich nicht hätte leisten können. Er hat das Leben gelebt. Nicht weil die Trauben ihm zu hoch hängen, sagt er, sie seien ihm zu sauer. Nein, er hat die Trauben des Lebens gepflückt. Seine Äusserung über die Freude tut er als unverdächtiger Zeuge, man darf es ihm glauben, wenn sein Versuch, sich der Lebensfreude zu bemächtigen, vorläufig mit dem Ergebnis abschliesst: «Ich tat grosse Dinge», um mir Befriedigung zu verschaffen, «und nahm zu über alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren. — Da ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand getan hatte, und die Mühe, die ich gehabt

hatte, siehe, da war es alles eitel und Haschen nach Wind und kein Gewinn unter der Sonne» (9-11).

Mit der Vergnügungsindustrie also geht es nicht. Einen Augenblick überlegt er sich nun: Ist meine Freude am Ende zu ordinär? Und nachdem es mit Aufwand nicht gelungen ist, versucht er es mit Verfeinerung. Drauf fängt er an, seine Freude in der reinen geistigen Beschäftigung zu suchen. Er studiert die verschiedenen Denksysteme and vergleicht sie miteinander. So geniesst er in vollen Zügen die edlen Früchte vom Baume menschlicher Erkenntnis und lernt das Unterscheiden. Er weiss nun, was gut und böse ist, was weise und was töricht: «Da wandte ich mich, zu sehen die Weisheit und die Tollheit und Torheit.» «Da sah ich, dass die Weisheit die Torheit übertraf wie das Licht die Finsternis.» «Dass dem Weisen die Augen im Haupte stehen, aber die Narren in der Finsternis gehen» (12-14). Es ist eine grosse Sache, Augen im Kopf zu haben, Augen, die empfänglich sind für die Vorgänge auf irgendeinem Gebiet. Es hat mir einmal ein Handwerker, der mir durch seine Tüchtigkeit aufgefallen war, nach dem Geheimnis seines Berufes gefragt, die Antwort gegeben: «Schulzeugnisse und Diplome sind nicht alles, Augen im Kopf muss man haben, mit den Augen muss man stehlen.» So gehört die Freude des Erkennens bestimmt zu den reinsten Freuden. Aber wie er nun meint, er sei der Freude wenigstens auf der Spur, «fällt ihm auch da», wie Luther sich ausdrückt, «ein fliege mitten inn brey». Er wird inne, dass das Leben über Weise und über Toren gleichermassen dahinfliegt: «— und wie der Narr stirbt, also auch der Weise» (15-16). Man erinnert sich da etwa, wie eines Tages der Entdecker des Radiums, Pierre Curie, auf dem Heimweg vom Laboratorium im Getümmel eines Pariser Boulevards ausgleitet, das Rad eines Lastwagens zerdrückt ihm seine Denkerstirn, er wird in einen Hausgang geschleppt, wo er sofort verscheidet, und — das Leben geht weiter. Was nützt der Tatsache

des Sterbenmüssens gegenüber, dass einer weise war oder töricht? Und wie ihm schwant, dass auch diese edle Freude eitel sein könnte, da empfindet er etwas wie Hass in sich: «Darum hasste ich mein Leben (wörtlich), denn es gefiel mir übel» (17). So wie der Versuch des Aufwandes, so ist nun auch der Versuch der Verfeinerung fehlgegangen. Schrecklich, sein Leben hassen zu müssen! Wo führt das hin? Noch erwägt er einen Augenblick, ob es nun nicht das beste wäre, ganz gewöhnlich und brutal im Besitz seine Befriedigung zu suchen, hat er doch viele Güter. Soll er ein Geizhals und Geldmensch werden? Soll er seine leer gebliebenen Augen am kalten Glanz des Goldes wärmen? Aber auch da findet er bald die «Fliege mitten im Brei». Er sieht im Geist den Tag, da über seinem Grab nach seinem Ableben sein Hab und Gut in fremde Hände fällt: «Es muss ein Mensch, der seine Arbeit mit Weisheit, Vernunft und Geschicklichkeit getan hat, sie einem andern zum Erbteil lassen, der nicht daran gearbeitet hat» (21). Lachende Erben! Auch die Freude am Schätzesammeln erweist sich damit als eitel. Nein, er hat sie nicht gefunden, die Freude, die zu suchen er am Morgen seines Lebens ausgezogen ist. In der Sinnelust, in der gesteigerten Sinnlichkeit, im geistigen Erkennen und im materiellen Besitz — überall stiess er zuletzt ins Leere. So war der Griff ins Leben ein Griff ins Nichts.

Modern gesprochen müsste man nun erwarten, dass nächstens einmal ein Pistolenschuss fällt oder das Tor eines Klosters zuschlägt. So hat der Kirchenvater Hieronymus ausgesagt, er habe beim «Prediger Salomo» gelernt, die Welt und alles in der Welt zu verachten. Aber nun tritt eine ganz andere, unerwartete Wendung der Dinge ein. Anstatt dass Ekel, Weltverachtung und Lebensüberdruß das Resultat ist, wie man erwarten müsste, geschieht nun etwas total anderes, völlig Unerwartetes: Nicht Kloster und nicht Selbstmord, sondern schlichte Hinwendung zum gewöhnli-

chen Leben, nicht mehr so voller Absicht, nicht mehr so forciert, nicht mehr mit einem so stolzen babylonischen «Wohlan», nein, eher etwas fragend und bescheiden tastend, aber doch getrost und wie selbstverständlich: «Ist's nun nicht besser dem Menschen, dass er esse und trinke und seine Seele guter Dinge sei in seiner Arbeit?» (24). «In seiner Arbeit!» Also nicht jenes frivole: «Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot», sondern ein schlichtes Leben mit Arbeit und Freude, Freude und Arbeit. Aber nun auch nicht etwa jene bewusste Lebenskunst, wie Goethe sie vorschlägt: «Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste.» Nein, nein, mit der Lebenskunst ist es bei unserem Prediger aus. Zu tief hat er den Zauber aller Lebenskunst durchschaut. Mit Lebenskunst, das hat er ja gerade eben erfahren — weder mit feiner noch mit grober —, geht es ja gerade nicht. Nach allen vergeblichen Versuchen mit der Lebenskunst hat er ja schliesslich die ganz simple Entdeckung gemacht, dass man sich die Lebensfreude nicht nehmen kann, man kann sie sich nur schenken lassen. Man kann keinen Bissen recht essen, keinen Schluck recht trinken, keinen Streich recht arbeiten ohne Gott: «Aber solches sah ich auch, dass es aus Gottes Hand kommt. Denn wer kann fröhlich essen und sich ergötzen ohne ihn?» (24-25). Das ist die grosse, schlichte Entdeckung: Arbeit und Freude als Geschenk aus Gottes Hand. Ich denke dabei an jene Frau eines kleinen Schulabwarts, die beim Empfang des Zahltags, sooft der Geldbriefträger ihn an der Türe ihr in die Hand zählte, das Geld vor dem Versorgen einen stillen Augenblick in der Hand behielt und, wie beim Tischgebet, dem lieben Gott dafür dankte. Das heisst, seine Arbeit aus Gottes Hand nehmen. Oder ich denke an jenen Christenmenschen, der während seiner paar Ferientage sich in einem christlichen Erholungsheim aufhielt und sich nach dem Abendessen jeweilen einen Stumpfen leistete. Nun gab es in jenem Haus auch

Gäste, die an diesem unchristlichen Rauchopfer tiefen Anstoss nahmen. Zur Rede gestellt, antwortete er ihnen, er rauche ja nicht viele Stumpen, aber just gerade diesen einen nach dem Abendessen und nach der Andacht, den rauche er jetzt aus Dankbarkeit dem lieben Gott gegenüber. Freude aus Gottes Hand. Und Arbeit aus Gottes Hand. Schauer des Entzückens durchrieseln das Kind, dem da drüben im Dählhölzli Tierpark die Rehlein und Hirsche aus der Hand fressen. Welch ein gewaltiger Tag, wenn ein Geschlecht anfinge, dem lieben Gott aus der Hand zu essen! So meint's der Prediger. So ist dieser Prediger der Eitelkeit aller Dinge schliesslich dann doch ein Bote der Freude. Ja, dieser Prediger der Eitelkeit aller Dinge, er ist der Mann mit dem roten Baret.

«Ein jegliches hat seine Zeit»

¹ Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. ² Geboren werden und sterben, pflanzen und ausrotten, was gepflanzt ist, ³ würgen und heilen, brechen und bauen, ⁴ weinen und lachen, klagen und tanzen, ⁵ Steine zerstreuen und Steine sammeln, herzen und ferne sein von Herzen, ⁶ suchen und verlieren, behalten und wegwerfen, ⁷ zerreißen und zunähen, schweigen und reden, ⁸ lieben und hassen, Streit und Friede hat seine Zeit. ⁹ Man arbeite, wie man will, so hat man keinen Gewinn davon. ¹⁰ Ich sah die Mühe, die Gott den Menschen gegeben hat, dass sie darin geplagt werden. ¹¹ Er aber tut alles fein zu seiner Zeit und lässt ihr Herz sich ängsten, wie es gehen solle in der Welt; denn der Mensch kann doch nicht treffen das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende. ¹² Darum merkte ich, dass nichts Besseres darin ist denn fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben. ¹³ Denn ein jeglicher Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut in aller seiner Arbeit, das ist eine Gabe Gottes. ¹⁴ Ich merkte, dass alles, was Gott tut, das besteht immer: man kann nichts dazutun noch abtun; und solches tut Gott, dass man sich vor ihm fürchten soll. ¹⁵ Was geschieht, das ist zuvor geschehen, und was geschehen wird, ist auch zuvor geschehen; und Gott sucht wieder auf, was vergangen ist. ¹⁶ Weiter sah ich unter der Sonne Stätten des Gerichts, da war ein gottloses Wesen, und Stätten der Gerechtigkeit, da waren Gottlose. ¹⁷ Da dachte ich in meinem Herzen: Gott muss richten den Gerechten und den Gottlosen; denn es hat alles Vornehmen seine Zeit und alle Werke. ¹⁸ Ich sprach in meinem Herzen: Es geschieht wegen der Menschenkinder, auf dass Gott sie prüfe und sie sehen, dass sie an sich selbst sind wie das Vieh. ¹⁹ Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh: wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Odem, und der Mensch hat nichts mehr als das Vieh; denn es ist alles eitel. ²⁰ Es fährt alles an einen Ort; es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub. ²¹ Wer weiss, ob der Odem der

Menschen aufwärts fahre und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre? ²² So sah ich denn, dass nichts Besseres ist, als dass ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit; denn das ist sein Teil. Denn wer will ihn dahin bringen, dass er sehe, was nach ihm geschehen wird? Prediger 3

«Und solches tut Gott, dass man sich vor ihm fürchten soll» (14). Der Prediger lehrt in diesem Kapitel die Gottesfurcht. Luther weist uns ohne Zweifel auf eine gute Fährte, wenn er bemerkt, es gehe hier ums erste Gebot: «Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben.» In der Tat wird hier der Gott verkündigt, welcher der alleinige Herr aller Zeiten ist, der gleichsam die Weltenuhr in seiner Hand hält, der Gott, von dem es schon auf der ersten Seite der Bibel heisst: «Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre.» Das ist der Gott, von dem der fromme Psalmsänger bekennt: «Meine Zeit stehet in deinen Händen» (Ps. 31,16). Das ist der Gott, den Daniel dort bezeugt, wo er die vier apokalyptischen Tiere schaut, wie sie ihre grausigen Häupter aus dem Meer der Zeiten und der Völker erheben, wozu er bemerkt: «Es war ihnen Zeit und Stunde bestimmt, wie lange ein jegliches währen sollte» (Dan. 7). Der gleiche Seher lobt Gott als alleinigen Herrn und Herrscher über alle Zeiten, denn «Gott ändert Zeit und Stunde; er setzt Könige ab und setzt Könige ein» (Dan. 2). So soll jedermann wissen, wer Herr ist im Haus, und dass «es Gott ist, der regiert, der das Zepter führt». Dieser Gott ist zu fürchten: «Und solches tut Gott, dass man sich vor ihm fürchten soll.»

Der Prediger geht nun daran, zu zeigen, *was* Gott der Herr tut. Er beginnt mit der sehr allgemeinen Feststellung: «Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde» (1). Damit will er zweierlei

sagen: Einmal, Gott bestimme das Datum, wann eine Sache eintreten soll, und Gott bestimme die Dauer, wie lange «ein jegliches» währen dürfe. Darauf wird diese generelle Aussage entfaltet und im einzelnen dargestellt. Vorab erwähnt er die beiden Marksteine des Menschenlebens, Geburt und Tod: «Geboren werden und sterben hat seine Zeit» (2). Die Stunde der menschlichen Geburt ist nicht in den Sternen geschrieben, sondern über den Sternen. Und wann die Stunde des Absterbens vorhanden ist, das liegt wiederum in der Hand dessen, der dem Meere gebietet: «Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter» (Hiob 38). «Alle unsere Tage sind auf sein Buch geschrieben», und unserer Lebensdauer können wir keine Elle hinzufügen, ob wir uns gleich darum sorgen. Und so steht es nicht nur mit unserem Menschenleben; gleich daneben sieht der Prediger, wie das in der Bibel oft der Fall ist, das Pflanzenleben. Auch «pflanzen und ausrotten hat seine Zeit» (2). Der Herr über Leben und Tod bestimmt, wann im Herbst die Blätter gilben, und wann unsere Kinder wieder das Lied anstimmen dürfen: «Seht, wie die Knospen spriessen aus jedem Zweig heraus.»

Und nun wird in reicher Mannigfaltigkeit der bunte Teppich des Menschenlebens vor uns aufgerollt. Ist es nicht, als höre man hier den Anfang des alten Liedes von «Der Nibelunge not», wo von «fröuden, hochgeziten, von weinen und von klagen» die Rede ist! Ein wahrheitsgetreues Bild dessen, was Menschsein und Weltgeschehen heisst. Und zwar ist das Leben, wie unser Prediger es schaut, ausdrücklich nicht «ein Meer von Blut und Tränen», sondern Leiden und Freuden wechseln darin ab: «würgen und heilen, brechen und bauen, weinen und lachen, klagen und tanzen hat seine Zeit» (3-4). Eigentümlich mutet an: «Steine zerstreuen und Steine sammeln hat seine Zeit» (5). Man hat dieses Wort so ausgelegt, dass es sich hier darum handelt, durch Entsteinen Kulturland zu gewinnen und

umgekehrt durch Steinewerfen Kulturen zu zerstören, also eine Art «verbrannter Erde» aus alter Zeit. Von den Steinen kommt der Prediger seltsamerweise zu den Herzen: «Herzen (umarmen) und ferne sein von Herzen hat seine Zeit» (5). Und dann fährt er in absichtlicher Buntheit und Zufälligkeit des Aufzählens fort: «Suchen und verlieren, behalten und wegwerfen, zerreißen und zunähen (man denkt dabei an die alte Sitte, vor Trauer die Kleider zu zerreißen!), reden und schweigen, lieben und hassen, Zwist und Friede hat seine Zeit» (6-8). Der Friede hat immerhin das letzte Wort. Wir sehen, langweilig ist jedenfalls das Leben nicht. Wenn «Abwechslung das Leben süß macht», dann hat Gott für Abwechslung gesorgt. Und wenn es wahr ist, dass «nichts schwerer ist zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen», dann ist das Dasein so eingerichtet, dass auf Sonnenschein auch Regen folgt. Wahrhaftig: «Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter der Sonne hat seine Stunde.»

Und nun heisst es, wie schon erwähnt: «Solches tut Gott, dass man sich vor ihm fürchten soll.» Dieser «Jahrmarkt des Lebens» ist in den Augen unseres Predigers eben kein blindes Spiel des Zufalls. Nichts geschieht unter der Sonne ohne Gottes Willen. Kein Spatz (Sperling) fällt vom Dach und kein Haar vom Haupt, ohne dass Gott es weiss. Es ist auch nicht etwa Schicksal, das «den Hobel ansetzt und hobelt alle gleich», wie es in einem alten Schlager heisst, nein, «solches tut Gott», der lebendige, der persönliche Gott, der Gott, zu dem wir beten dürfen, auf den der Mensch alle seine Anliegen werfen soll. Aber dieser Gott ist geneigt, so weit es ihm gut und heilsam scheint, Gebete zu hören und zu erhören, also keine Rede von zwangsläufiger Vorbestimmung, sondern persönliche Gottesherrschaft. «Solches tut Gott», und, heisst es dann weiter, «dass man ihn fürchten soll.» Dass wir diesen Gott fürchten sollen, das heisst hier ganz konkret, dass wir uns beugen sollen unter

seinen Willen und Beschluss, dass wir all diese Wechselfälle aus Gottes allmächtiger Hand anzunehmen haben, ein jegliches zu seiner Zeit und zu seiner Stunde. Schlichtes Annehmen und Jasagen heisst hier Gottesfurcht. Aber der Prediger weiss, dass das leichter gesagt ist als getan. Der Mensch empfindet Gottes Walten als «Mühe» und als «Last» (10). Der Prediger weiss gar wohl um die Neigung des Menschen, «dazuzutun oder abzutun» (14). Auf alle Fälle möchten wir «dahinter kommen», möchten wissen, wieso und warum, möchten, wie der Prediger sagt, «Anfang und Ende» durchschauen (11). Er empfindet geradezu das Bedürfnis, Gottes Tun und Lassen uns gegenüber zu rechtfertigen. Auch ohne Gott jeweilen zu begreifen, dürfen wir es ihm zutrauen. «Er aber tut alles fein zu seiner Zeit» (11). Damit will er schlicht sagen: Gott hat sich noch nie im Datum geirrt und hat noch nie den Termin verpasst. Es ist so, wie es einfache Gottesfurcht etwa auf einen Grabstein setzt: «Gott macht keine Fehler.» Diese Gottesfurcht beugt sich in respektvoller Ergebenheit unter das Eintreffen und unter die Dauer der göttlichen Schickungen.

Und nun hören wir hier vom Prediger, dass er sich ohne Sauersehen in Gottes Zeiten schickt. Es dünkt einen, man höre hier das Wort Jesu vom Fasten: «Wenn aber *du* fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht.» Indem der Prediger entschlossen ist, den Kopf nicht etwa hängen zu lassen, sondern fröhlich zu sein, zu essen und zu trinken und guten Mut zu haben in aller seiner Arbeit, erweist er sich als der Mann mit dem roten Barett (12-13). Das ist genau die Haltung, die Eduard Mörike beschreibt in den Worten: «Herr, schicke was du willst, / Ein Liebes oder Leides, / Ich bin vergnügt, dass beides / aus deinen Händen quillt. / Wollest mit Freuden / Und wollest mit Leiden / Mich nicht überschütten! / Doch in der Mitten / Liegt holdes Bescheiden.» Man mag diese Form der Gottesfurcht, diese heitere Gelassenheit und demütige Beugung

als veraltet und zopfig hinstellen oder gar als philiströs empfinden; gewiss, heldisch sieht solch ein Leben nicht aus. Zum Photographieren und zu einer schmissigen Reportage findet sich hier kaum geeigneter Stoff. Aber man täusche sich nicht, es sind schliesslich doch immer wieder diese still Gottesfürchtigen im Land, diese Männer und Frauen, die ohne Lärm und Aufwand selbstverständlich ihre Pflicht tun — auf deren Schultern die eigentliche Last der Haushaltung in Familie und Staat zu liegen pflegt. «Darum merkte ich, dass nichts Besseres darin ist denn fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben. Denn ein jeglicher Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut in aller seiner Arbeit, das ist eine Gabe Gottes» (12-13).

Wer aber diese ganz gewöhnliche Gottesfurcht, die schlicht ja sagt zu dem, was jeder Tag und jede Stunde mit sich bringt, belächelt, der sehe sich nur vor, dass er nicht etwa selber eines Tages der Lächerlichkeit verfällt. Es ist nicht einzusehen, warum etwa andere Wege als eben derjenige der einfältigen Gottesfurcht, sich dem Leben gegenüber zu verhalten, wert- und sinnvoller sein sollten. Und in der Tat ist kein Mensch vor der Versuchung gesichert, das Leben anders als in schlichter Gottesfurcht zu führen. Man sehe sich einen Augenblick einige solch andere, nicht gottesfürchtige Lebensversuche an:

Da ist vorab der Drückeberger in uns, der vor der Verantwortung und Erfordernis der Stunde und des Tages kneift. Diese Flucht vor dem Gebot der Stunde ist häufiger, als man meint. Anstatt in der Gegenwart kann man in der Vergangenheit leben, oder in der Zukunft, je nach Alter und Neigung, kann zu den ewig Gestrigen sich gesellen, die exakt wissen, was in jedem Jahrhundert und Jahrzehnt geschehen ist, aber ratlos sind im Blick auf das, was hier und heute dringlich wäre. Oder da ist der Jüngling und Weltverbesserer in uns, der ewig Sechzehnjährige, und

dabei kann er vielleicht daheim noch nicht einmal eine Türe ordentlich zutun oder die Kleider am eigenen Leib in Ordnung halten. Das ist Flucht vor der Stunde.

Ein anderer in uns, er ist dem Drückeberger nah verwandt, ist der Profiteur. Dieser ist für «Arbeitsteilung» zu seinen eigenen Gunsten. Er hat sich für die bequemere Seite des Lebens entschlossen, möchte nur lachen, nur tanzen, weicht den Steinen aus und packt den Balken immer am leichteren Ende an, während er andere für sich das Brechen, Weinen, Klagen und Steineheben besorgen lässt, die dafür eine doppelte Portion an Schweiss und Tränen abbekommen.

Und da ist der Pharisäer in uns. Dieser will im Leben um jeden Preis ein sauberes «Chutteli» (Gewändlein) behalten. Das ist der Pharisäer, der vor lauter Sauberkeit überhaupt nicht lebt, an dem das Leben vorbei gegangen ist, und der nur einen einzigen Triumph kennt, einst vor den lieben Gott treten zu können mit dem Ruhm, «nicht dabei gewesen zu sein». Er verschmäht das Herzen und das Tanzen; selbst ein herzhaftes Lachen ist ihm verdächtig. Im roten Barett vermag er nichts anderes zu sehen als teuflische Hoffart. Das ist jene graue, «blutlose Gerechtigkeit», von welcher Gottfried Keller in der Einleitung zu «Die drei gerechten Kammacher» schreibt: «welche aus dem Vater-unser die Bitte gestrichen hat: Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldner! weil sie keine Schulden macht und auch keine ausstehend hat. Welche niemandem zu Leid lebt, aber auch niemandem zu Gefallen, wohl arbeiten und erwerben, aber nichts ausgeben will und an der Arbeitstreue nur den Nutzen, aber keine Freude findet. Solch Gerechte werfen keine Laternen ein, aber sie zünden auch keine an, und kein Licht geht von ihnen aus». Solch blutlose Gerechtigkeit sucht man freilich beim Prediger Salomo umsonst.

Ausser dem Drückeberger, dem Profiteur und dem Pharisäer findet sich dann noch ein Vierter in uns, und das ist der Empörer, der Rebell, der sich überhaupt in keine Zeit fügt, der überhaupt keine Schickung annimmt, der auch da seine regulierenden Finger drin haben muss, wo empfangen, geboren und gestorben wird, der nicht warten mag auf das, was wird und wächst; das ist der ewig Ungeduldige, und «Ungeduld wird oft zur Schuld». Dieser Rebell pflegt die Nacht zum Tage zu machen und den Tag zur Nacht. Das ist derjenige (unsere Geschäftsleute könnten ein Liedlein von ihm singen!), der im Herbst Maiglöcklein kaufen will und im Frühling Herbstzeitlosen. Diesen Rebellen in uns hat Daniel prophetisch geschaut, wenn er ihn mit den Worten beschreibt: «Er wird den Höchsten lästern und die Heiligen des Höchsten verstören, und wird sich unterstehen, Zeit und Gesetz zu ändern» (Dan. 7). Zeit und Gesetz ändern, das ist Schuld, tiefe, tiefe Schuld. Luther sagt hier: «Gott lässt sich den Zeiger nicht stellen, und wir sollen ihm nicht sagen wollen, was es geschlagen hat.» So bleibt es bei dem, was der Prediger sagt: «Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde», und: «Solches tut Gott, dass man ihn fürchten soll.» Nein, es ist nicht ratsam, die Gottesfurcht, wie sie uns der Prediger lehrt, die aller Weisheit Anfang ist, durch etwas angeblich Besseres oder Gescheiteres ersetzen zu wollen. Dadurch aber, dass wir vom Menschen reden mussten, der nicht den Weg der Gottesfurcht gehen will, stiessen wir auf jene eine Frage, die sich melden musste, soll unser Gespräch nicht an der Oberfläche bleiben, und das ist die Frage nach der persönlichen Verantwortung des Menschen in allen Wechselfällen der Zeit, die Frage nach der Schuld. Der Prediger kennt sie: «Weiter sah ich unter der Sonne Stätten des Gerichts, da war ein gottlos Wesen, und Stätten der Rechtsprechung, da waren Gottlose» (16). Aber dass der Böse nach freiem Belieben schalten und walten kann,

das darf doch nicht sein! Es muss doch eine Gerechtigkeit und einen Richter geben! «Da dachte ich in meinem Herzen: Gott muss richten den Gerechten und den Gottlosen» (17). Der Prediger glaubt an den Gott, der richten wird. Das ist der Gott der Propheten des Alten Bundes, die immer wieder die Stimme erheben und von «jenem Tag» reden, der ein Zahntag sein wird, ein Tag, da die Gerechten und die Gottlosen vor dem Richter stehen werden. Aber der Prediger weiss, auch diesen Tag und auch diese Stunde hat Gott in seiner Hand. Auch was diesen «Jüngsten Tag» anbetrifft, lässt Gott sich den Zeiger nicht verschieben und lässt sich nicht sagen, was die Stunde geschlagen hat. Auch hier gilt, und der Prediger wiederholt es bewusst in diesem Zusammenhang: «Denn es hat alles Vornehmen seine Zeit und alle Werke» (17).

Auch hier fällt es dem Prediger schwer, sich demütig unter Gottes Ratschluss zu beugen. Die Frage beschäftigt ihn (und hoffentlich nicht nur ihn!), warum Gott mit dem Gericht zuwarte, warum er dem Unrecht Frist und langes Leitseil gewähre. Die Antwort, die er darauf bekommt und ausspricht, ist unbestechlich und hart wie alles, was dieser Prediger zu sagen hat. Gott wartet mit dem Gericht zu, damit er uns prüfe und sichte, und damit wir Menschen innwerden, wie es um uns steht, wer Gott ist, und wer wir sind: «Ich sprach in meinem Herzen: Es geschieht wegen der Menschenkinder, auf dass Gott sie prüfe und sie sehen, dass sie an sich selbst sind wie das Vieh» (18). Was das Vieh ist, das wissen wir freilich von uns aus ebenso wenig wie was wir Menschen sind. Nach der Schrift ist das Vieh jener geheimnisvolle Gefährte des Menschen, am gleichen Schöpfungstag mit ihm erschaffen; der Gerechte erbarmt sich seiner, bindet ihm keinen Maulkorb um, wenn er drischt. Das Vieh wartet mit ausgestreckten Hälsen auf den Erlösungstag, da die Zäune fallen und die Gitter und Käfige sich öffnen, da der Säugling am Loch der Otter spielt,

«denn auch die Kreatur wird frei werden zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes» (Römer 8). Als Vorgeschmack und als Unterpfand dieser gemeinsamen Befreiung hat Gott das Vieh zum stillen Sabbatgenossen des Menschen gemacht. Also nicht das «dumme Vieh», sondern das «liebe Vieh», das von Gott «einerlei Odem» (19) zusammen mit dem Menschen bekommen hat, ist es, von dem der Prediger sagt: «Es geht dem Menschen wie dem Vieh.» In vielem, vor allem im Sterben, sind wir nicht anders dran als das Vieh. Auch wir Menschen müssen davon und werden, wie der Bauer bei uns in gewissen Gegenden sich ausdrückt, «vergraben»; auch wir «fahren in die Grube», alle miteinander, ins grosse Massengrab, in den Staub der Erde, von dem wir genommen sind: «Es fährt alles an einen Ort; es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub» (20). Von einer Unsterblichkeit der Seele weiss der Prediger nichts. Darin teilt er die Erkenntnis des Alten sowohl wie des Neuen Testaments. Er weiss um den lebendigen Gott, in dessen Hand wir Menschen sind im Leben und im Sterben. Er weiss von einer Scheol, von einer Unterwelt; aber von einer Seele, die aufwärts fährt, während die Tierseele niederwärts fahren soll, solche Spekulationen sind ihm fremd: «Wer weiss, ob der Odem der Menschen aufwärts fahre und der Odem des Viehs unterwärts unter die Erde?» (21). Den Prediger deswegen zu einem Zweifler oder gar Leugner der Ewigkeit überhaupt machen zu wollen, das ist ein Kunststück, das wir Ernest Renan und seinesgleichen überlassen können.

Es ist dem Menschen gesetzt zu sterben und nachher das Gericht, denn Gott ist ein ewiger Gott. Damit stehen wir nun freilich an der Grenze dessen, was der Erkenntnis des Predigers zugänglich ist. Unsere Erkenntnis reicht im Lichte des Neuen Testaments weiter. Als dann Gottes Zeiger dort stand, wo er, der Herr über alle Zeit, ihn haben wollte, als «die Zeit erfüllet war», da verkündigten die

Engel Gottes, welche Stunde es geschlagen hatte, es war die *eine* Stunde, auf die hin von allem Anfang an Gottes Plane mit seiner Welt und mit seinen Menschenkindern abzielten und hindrängten, die Stunde der göttlichen Geburt. Und später kam noch eine zweite Stunde, Jesus hat sie oft ausdrücklich «meine Stunde» genannt, es bangte ihm davor, und das war die Stunde seines Versöhnungstodes am Kreuz. Darauf, so berichtet die Bibel, folgte ein Tag, es war der dritte Tag, da die Engel verkünden konnten, dass er, dass Christus auferstanden sei, und da er selber, der Auferstandene, begann, den Seinen zu erscheinen. Können wir die vom Prediger aufgezählten Wechselfälle unseres Lebens und der Zeit überhaupt jetzt noch anders sehen als eben im Lichte dieser einen, und im Lichte dieser anderen Stunde, und im Lichte dieses Tages, dem dann ja noch der Tag der Himmelfahrt und Pfingsten folgten, und die alle miteinander auf «jenen Tag» hinweisen, von dem die alten Propheten sprachen? «Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde.» In Jesus Christus aber hat über der Erde und über der Zeit «*die* Stunde» geschlagen, die Gottesstunde. Und in Jesus Christus ist nun alles, was der Prediger noch getrennt sehen musste, «würgen und heilen, brechen und bauen, weinen und lachen, klagen und tanzen», alles ist in Christus eins geworden, das heisst, in Jesus Christus wird das Würgen zum Heilen, das Brechen zum Bauen, das Weinen zum Lachen, das Klagen zum Tanzen. Hier hat nun auch für alles Steinewerfen die Stunde geschlagen, denn der Stein ist hier endgültig und unwiderruflich abgewälzt. Ja, in Christus wird das Hassen zum Lieben, der Zwist zum Frieden, das Schweigen zum Reden. Und was hier geredet wird, das ist nun nicht mehr ein Wort unter anderen, sondern das eine Wort, von dem es ausdrücklich heisst, es sei Fleisch geworden, das ist die frohe Botschaft und göttliche Meldung vom eingetretenen Sieg über alle

Verderbnis, das Wort vom unzerstörbaren Frieden und von der Rettung der Verlorenen.

Wer nach diesem vergangenen Krieg die zu Staub zertrümmerten Städte sah, und wer sich vergegenwärtigte, was hier geschehen war, der ahnte, was das für ein Geschlecht, das in Ruinen wohnt, heisst, dass in Jesus Christus, in seinem Kreuz und in seinem Auferstehen «brechen und bauen» eins geworden ist, ja das Brechen zum Bauen werden durfte. In einer dieser Ruinenstädte lebte eine Handvoll junger Christen, die nach der ersten fürchterlichen Betäubung sich im Glauben an den Herrn über alle Ruinen aus der Lebensohnmacht erhoben. Diese jungen Christen hatten sich die Worte zum Wahlspruch genommen, die am Eingang dieses dritten Kapitels stehen: «Ein jegliches hat seine Zeit — brechen und bauen, klagen und tanzen —.» Ihnen wurde die Gottesfurcht zum Gottvertrauen.

«Ich wandte mich und sah an alles Unrecht»

¹ *Ich wandte mich und sah an alles Unrecht, das geschah unter der Sonne; und siehe, da waren Tränen derer, so Unrecht litten und hatten keinen Tröster; und die ihnen Unrecht taten, waren zu mächtig, dass sie keinen Tröster haben konnten.* ² *Da lobte ich die Toten, die schon gestorben waren, mehr denn die Lebendigen, die noch das Leben hatten;* ³ *und besser denn alle beide ist, der noch nicht ist und des Bösen nicht innewird, das unter der Sonne geschieht.* ⁴ *Ich sah an Arbeit und Geschicklichkeit in allen Sachen: da neidet einer den andern. Das ist auch eitel und Haschen nach Wind.* ⁵ *Ein Narr schlägt die Finger ineinander und verzehrt sich selbst.* ⁶ *Es ist besser eine Hand voll mit Ruhe denn beide Fäuste voll mit Mühe und Haschen nach Wind.* ⁷ *Ich wandte mich und sah die Eitelkeit unter der Sonne.* ⁸ *Da ist einer, der steht allein, und hat weder Kind noch Bruder; doch ist seines Arbeitens kein Ende, und seine Augen werden Reichtums nicht satt. Wem arbeite ich doch und breche meiner Seele ab? Das ist auch eitel und eine böse Mühe.* ⁹ *So ist's ja besser zwei als eins; denn sie geniessen doch ihrer Arbeit wohl.* ¹⁰ *Fällt ihrer einer, so hilft ihm sein Gesell auf. Weh dem, der allein ist! Wenn er fällt, so ist kein anderer da, der ihm aufhelfe.* ¹¹ *Auch wenn zwei beieinander liegen, wärmen sie sich; wie kann ein einzelner warm werden?* ¹² *Einer mag überwältigt werden, aber zwei mögen widerstehen; und eine dreifältige Schnur reisst nicht leicht entzwei.* ¹³ *Ein armes Kind, das weise ist, ist besser denn ein alter König, der ein Narr ist und weiss sich nicht zu hüten.* ¹⁴ *Es kommt einer aus dem Gefängnis zum Königreich; und einer, der in seinem Königreich geboren ist, verarmt.* ¹⁵ *Und ich sah, dass alle Lebendigen unter der Sonne wandelten bei dem andern, dem Kinde, das an jenes Statt sollte aufkommen.* ¹⁶ *Und des Volks, das vor ihm ging, war kein Ende und des, das ihm nachging; und wurden sein doch nicht froh. Das ist auch eitel und*

Mühe um Wind. ¹⁷ ***Bewahre deinen Fuss, wenn du zum Hause Gottes gehst, und komme, dass du hörst. Das ist besser als der Narren Opfer; denn sie wissen nicht, was sie Böses tun.*** Prediger 4

«Da lobte ich die Toten —» (2). Der Prediger ist hier in einer solchen Verfassung, dass er die Toten glücklich preist, ja die noch Ungeborenen beneidet: «Da lobte ich die Toten, mehr denn die Lebendigen; und besser denn alle beide ist, der noch nicht ist» (2,3). Er scheint hier etwas von jener Bitternis der Endzeit zu schmecken, die Jesus einmal mit den Worten beschreibt: «Es wird die Zeit kommen, da man sagen wird, selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüste, die nicht genährt haben» (Lukas 23). Oder hat der Prediger hier teil an jenem allgemeinen Weltschmerz und Lebensüberdruß, der den Völkern zu allen Zeiten eigen ist? Sogar bei den heiteren Griechen kann man, vielfach abgewandelt, immer wieder Aussprüchen begegnen wie: «Das Beste ist, niemals geboren werden, das Zweitbeste, so bald als möglich zu sterben.» Oder haben wir es hier gar mit jener radikalen Art Lebensverneinung indischer Herkunft zu tun, die allen müden Menschen, auch unseres Jahrhunderts, so süß schmeckt? «Der Schlaf ist gut — der Tod ist besser — am besten wäre, nie geboren sein», solche Worte wirken auf die Seele eines müden Geschlechts wie starke Narkotika auf den Körper.

Aber nur wer ungenau hinhört, kann die Trauer und das Entsetzen des Predigers mit solch allgemeinem Weltschmerz verwechseln. Unerlässlich scheint es uns jedoch hier, den Grund zu beachten, warum unser Prediger die Toten lobt und die Ungeborenen beneidet, denn dieser Grund ist es, was ihn haarscharf von allem Weltschmerz und Lebensüberdruß unterscheidet: Weil nämlich der Prediger das *Unrecht* gesehen hat, das allenthalben unter der Sonne geschieht, darum möchte er dieser Welt am

liebsten Lebewohl sagen. Und zwar ist es nicht Unrecht, das ihm persönlich widerfahren ist, was ihn so beeindruckt, sondern das Unrecht, das anderen geschieht. Den Welt-schmerzleuten pflegt das Leben zu verleiden, weil sie zu kurz gekommen sind; der Prediger aber sieht andere, die verkürzt und ums Leben betrogen wurden. Und zwar meint er mit dem Unrecht nicht gemeinhin alle Unstimmigkeiten dieser Welt, nein, es ist sehr zu beachten, dass der Prediger ausdrücklich übers soziale Unrecht unter der Sonne seufzt: «Und siehe, da waren Tränen derer, so Unrecht litten und hatten keinen Tröster; und die ihnen Unrecht taten, waren zu mächtig, so dass sie keinen Tröster haben konnten» (1). Nein, es ist wirklich nicht fauler Verleider und müder Lebensüberdruß, was hier das Wort führt, sondern es ist heilige, kraftvolle Leidenschaft fürs Recht auf dieser Erde, und zwar für dasjenige Recht, das wie ein unnachahmliches Echtheits- und Firmen-Zeichen durch die ganze Bibel Alten und Neuen Testaments uns begegnet, und das ist das Recht der Rechtlosen, das Recht der Kleinen und Unvermögenden, das — Armenrecht.

Dass aber der Prediger die Tränen der Armen überhaupt sieht und das Unrecht, das die Vermögenden ungestraft tun, überhaupt beachtet, das ist höchst merkwürdig. Man übersehe nicht, dass dieser Prediger ja selber zu den Bessersituierten gehört und dennoch die Tränen der Armen sieht. Die Regel ist das sonst nicht. Der Prediger ist eher eine Ausnahme, ein seltenes Wunder, das nicht kleiner ist, als wenn etwa die Evangelien berichten, Jesus habe einem Blinden die Augen geöffnet. Die Standesgenossen des Predigers werden es ihm denn auch nicht besonders hoch angerechnet haben, dass er es in aller Öffentlichkeit ausspricht, es gebe soziales Unrecht. Sie werden das empfunden haben wie Verrat an der Gesellschaft, wie ein Beschmutzen des eigenen Nestes. Auch wenn man noch von der Richtigkeit überzeugt wäre, so etwas gibt man

doch nicht öffentlich zu! Und übrigens ist durch solch unvorsichtige Äusserungen den Leuten nicht geholfen, im Gegenteil, sie werden dadurch nur noch begehrllicher, neidisch und frech. So etwa werden die Zeitgenossen des Predigers über ihn geurteilt haben. Er aber sieht und bezeugt das Gesehene, weil Gott ihm den Star gestochen hat und ihn zum Reden treibt. Wir stehen vor dem Wunder, dass der Mann, der von sich rühmen konnte: «Ich nahm zu über alle, die vor mir in Jerusalem gewesen waren» (2,9), dass eben dieser angesehene und begüterte Mann mit dem roten Barett «ansah alles Unrecht, das geschah unter der Sonne, und siehe, da waren Tränen derer, die Unrecht litten und hatten keinen Tröster; und die ihnen Unrecht taten, waren zu mächtig» —.

Nebenbei gesagt würde einen die Frage interessieren, ob wohl dieser Prediger bei uns in Bern auch Unrecht und Tränen und solche, die zu mächtig sind, gesehen hätte. Sagen wir einmal, er hätte diesen Sommer als Tourist die Strassen unserer lieben Altstadt durchwandert, hätte er da wohl nur das «Bern in Blumen» gesehen, oder hätte er Augen gehabt, welche durch die farbenprächtigen Geranienfenster hindurchgeschaut und die vielen armen, sehr armen Leute gesehen, die dahinter wohnen? Wem Gott die Augen dafür öffnet, der sieht auch hinter wohl verputzten Fassaden die Not der Menschen. Wer sich aber die Augen nicht öffnen lässt, der wird sich heute allen Ernstes fragen, ob es bei uns in Bern überhaupt Armut und soziales Unrecht gebe. Man trifft in der Tat die Ansicht nicht selten, Armut, eigentliche Armut und soziales Unrecht gebe es heutzutage in unserem Lande überhaupt nicht mehr, man müsse jetzt solches schon im Ausland suchen. Bei diesen Leuten fängt die Armut und das soziale Unrecht eben erst dort an, wo die Armen an den Kirchentüren betteln, unter den Brücken nächtigen und in den Kehrriechkübeln nach etwas Essbarem suchen. Ja, ohne Gott kann man solche

Verelendung erst noch amüsan und malerisch finden, prächtige Sujets für die Kamera. Dem Prediger aber dreht es das Herz im Leibe um. Er muss Elend und Unrecht mit solchen Augen sehen, dass er diejenigen glücklich preist, die ihre Augen geschlossen oder noch gar nicht geöffnet haben: «Und besser denn alle beide ist, der noch nicht ist und des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschieht» (3). Hier redet der gleiche Gott wie dort, wo es heisst: «Da Jesus das Volk sah, jammerte ihn ihrer, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.»

Daraufhin schildert nun der Prediger zwei Menschentypen, zwischen denen und dem sozialen Elend und Unrecht ein tieferer Zusammenhang besteht.

Zuerst zeigt er uns den Rastlosen: «Ich sah an Arbeit und Geschicklichkeit in allen Dingen — da neidet einer den anderen» (4). Das ist der «homme d'affaires», der Geschäftige und Tüchtige. Von ihm sagt der Prediger, er sei von einer heimlichen Peitsche durchs Leben gehetzt, vom Neid, vom Drang, mehr zu sein und mehr zu haben als die anderen — «da neidet einer den anderen». Sonderbar! Die uns bekanntere Form des Neides ist doch sonst der Neid der Armen. Der Prediger weiss natürlich schon, dass es in der Tat auch einen Neid der Besitzlosen gibt. Aber nun legt dieser unbestechliche Mann den Finger auf die andere, weniger besprochene, aber offenbar viel folgenschwerere und gefährlichere Form, und das ist der Neid der Besitzenden. Das ist jene verborgene Triebfeder rastloser Vielgeschäftigkeit, da jeder noch höher bauen, da jeder noch schneller fahren will, da jeder den anderen zu überflügeln und zu überholen versucht, was heute schon den harmlosen Aufenthalt auf der Strasse zu einem gefährlichen Unternehmen macht. Wenn einer aber unter der Fuchtel dieser Sorte Neides zu laufen beginnt, dann ist das eine mühsame, rastlose, unselige Sache. Für diesen Rastlosen gilt dann

schliesslich: «Alle Schaffenden sind hart.» Der Neid der Besitzenden macht hart und rücksichtslos, und eines Tages geht man, um seine Ziele zu erreichen, über Leichen.

Gewiss, sagt der Prediger, die Hände in den Schoss legen und faulenzten, das ist's auch nicht: «Ein Narr schlägt die Finger ineinander und verzehrt sich selbst» — zehrt sozusagen vom eigenen Fett. Aber wenn es mit dir so weit gekommen ist, dass du ein Rastloser wurdest, wo dieser unselige Wirbel der Pausenlosigkeit einen Menschen ergriffen hat — und wen hat er heute nicht ergriffen? —, da «ist besser eine Hand voll mit Ruhe denn beide Fäuste voll mit Mühe und Haschen nach Wind» (6). Eine Hand voll mit Ruhe, beide Fäuste voll mit Mühe — daher kommt wohl unsere Redensart «alle Hände voll zu tun haben». Gott aber will nicht, dass wir rastlos und pausenlos durchs Leben rasen. Pausenlosigkeit ist nicht von Gott, sondern vom Teufel. Es ist nicht Gottes Wille, dass unser Geschlecht vor lauter Arbeits- und Lebens-Tempo das Leben selber nicht mehr beachtet. Du, Familienvater, mit dem Suppenlöffel in der Rechten und mit dem Tagesanzeiger in der Linken — gönn dir doch eine Handvoll Ruhe, nur eine Handvoll, damit du sehen kannst, dass ja eine Frau, die dich liebt, dir diese Suppe gekocht hat und dass ja Kinderchen um dich her am Tisch sitzen wie um einen fremden Gast herum! Gottes Engel stehen heute am Wegrand eines Geschlechts, das beide Fäuste (Fäuste!! wörtlich) voll Mühe hat, und Gottes Engel bieten, wie Kinder, die Blümchen feilhalten, eine Handvoll Ruhe an, «es Hämpfeli Rueh», damit wir das Feine, das Zarte, das Stille und Kleine, wovon die Seele lebt, wieder bemerken und in uns aufnehmen können, und damit unsere beiden Fäuste voll Mühe von ihrem harten Krampf erlöst werden. Hat nicht Gott selber das grosse Pausenzeichen in unsere Zeit und Welt hinein geschrieben? Das ist sein Tag, sein Sonntag, der Tag der Gemeinde. Eine Handvoll Sabbatruhe, und dies

Geschlecht wird gesund, und der Rastlose wird frei von der tödlichen Härte und Kälte seiner Fäuste. Gelingt es diesem Geschlecht aber nicht bald, die angebotene Handvoll Ruhe zu ergreifen, dann wird es verrückt werden. Wahrlich, es «ist besser eine Hand voll mit Ruhe denn beide Fäuste voll mit Mühe und Haschen nach Wind».

Der zweite hier geschilderte Typus ist der Einzelne: «Weh dem, der allein ist» (10). Nietzsche könnte, in einer seiner Anwandlungen jähher Ahnungsfülle, diesen Satz gesprochen haben. Neben diesem Einzelnen hat kein anderer, kein zweiter, Platz, «und er hat weder Kind noch Bruder» (8). Er ist allein, absolut allein: «Doch ist seines Arbeitens kein Ende, und seine Augen werden Reichtums nicht satt» (8). Es ist die Monomanie der Leistung, die der Prediger hier schildert, ein Menschentyp, der in mönchischer Strenge der Leistung und dem Erwerb alles opfert, die Frauenliebe, das Kinderlachen, das Familienleben und die Freundschaft. Ihm ist die Arbeit alles und der Mensch nichts: «Es ist des Arbeitens kein Ende, und seine Augen werden Reichtums nicht satt» (8). Ein Typ, dem eine gewisse Grösse nicht abzusprechen ist, aber es ist nicht menschliche, es ist unmenschliche Grösse, die Tod und Verderben ausdünstet. Zwar regt sich auch da noch ein wenig Menschlichkeit. Wie ein schüchterner Zwischenruf meldet sich die Seele: «Wem arbeite ich doch und breche meiner Seele ab?» (8). Aber gleich wird dies störende Nebengeräusch unterdrückt. Wenn «des Arbeitens kein Ende» ist, dann hat nichts mehr daneben Platz, nichts und niemand. Dann ist die Zeit zum Wehruf vorhanden: «Weh dem, der allein ist.»

Diesem Einzelnen gegenüber hebt der Prediger die Vorteile der Gemeinschaft hervor: «Fällt einer, so hilft ihm sein Gesell auf» (10). Zwei geben einander warm. Damit ist hingewiesen auf die Art, wie der Mann aus dem Volk im Orient schläft. Er schützt sich mit seinem Obergewand, das er als einzige Decke über sich zieht. Damit zwei Oberge-

wänder einen erwärmen können, pflegen sich zwei zusammenzulegen: «Auch wenn zwei beieinander liegen, wärmen sie sich; wie kann ein einzelner warm werden?» (11). Auch in der Stunde der Gefahr ist Gemeinschaft von Vorteil, weil dann einer dem andern beistehen kann: «Einer mag überwältigt werden, aber zwei mögen widerstehen» (12). Und überhaupt, doppelt genäht hält besser, und gar «eine dreifältige Schnur reisst nicht so leicht entzwei» (12). Dieser Lobpreis der Gemeinschaft mutet merkwürdig vernunftmässig und berechnend an, wohl mit Absicht. So geschieht sich der Einzelne vorkommen kann, das will wohl der Prediger hier sagen, sehe er nur zu, dass seine Gescheitheit sich in entscheidenden Augenblicken des Lebens nicht als Torheit herausstellen wird.

Gemeinschaft ist besser denn Alleinsein. Ja, so notvoll und schicksalhaft menschliche Einsamkeit sein kann, so sehr es wahr ist, dass diese Not als Kreuz getragen sein muss, so gibt es doch auch ein Alleinsein, das nicht Schicksal ist, sondern Schuld. Alleinsein kann recht eigentlich zur Sünde werden. Gott will nicht, dass der Mensch allein sei. Man beachte auf den ersten Blättern der Bibel, wo es immer wieder heisst: «Und Gott sah an, dass es gut war», auf einmal und zum erstenmal, da es dann heisst «*nicht* gut», geht es ums Alleinsein: «Und Gott sprach, es ist *nicht* gut, dass der Mensch allein sei.» Weil Gott unter keinen Umständen will, dass der Mensch allein sei, darum ist er selber in Christus zu uns Menschen herübergekommen, ist in unsere Isolierzelle hereingebrochen, hat unsere Einzelhaft ein für allemal beendet, indem Christus unser Bruder wurde. Man müsste jetzt schon Christus verleugnen, um ein solcher zu werden, wie der Prediger ihn hier schildert, einer, der keinen anderen neben sich hat, der ohne Kind ist und ohne Bruder. Ja, «weh dem, der allein ist!» Aber seitdem es eine Gemeinde Christi gibt, muss keiner mehr allein fallen, allein kämpfen, allein leben und allein ster-

ben; seither kämpft, fällt, lebt und stirbt er als Glied der Gemeinde, als ein Nächster, als ein Bruder. Man frage jetzt nicht: «Wo ist sie denn, die Gemeinde?» Sie ist da. Sie ist auch auf dem Territorium unserer Münstergemeinde da. Wer sie sucht, der findet sie und hat aufgehört, schrecklich allein zu sein.

Und dann schliesst der Prediger dieses Kapitel mit einer Erwägung von geradezu verblüffender Aktualität. Wenn es schon so viel soziales Unrecht gibt unter der Sonne, könnte man das denn nicht ändern? Wäre denn jeder Gedanke an einen Wechsel der Gesellschaftsordnung und damit der Regierung oder gar des Wirtschaftssystems völlig und zum vornherein aussichtslos? Wäre nicht wenigstens der Versuch zu wagen, das Rad des Geschehens einmal ein wenig zu drehen, indem die Machthaber nach unten kämen und am eigenen Leib erfahren, was es heisst, solche über sich zu haben, die zu mächtig sind, und indem den Bedrückten die Chance gegeben würde, nach oben zu kommen und es besser zu machen? Der Mann mit dem roten Barett hat sich diese Frage tatsächlich auch durch den Kopf gehen lassen. Die Antwort, die er darauf gibt, ist heute klärend und wegweisend. Er redet von einem alten König, der ein Narr ist, weil er sich nicht eines Besseren beraten lässt, und von einem weisen Kind, das von ganz unten herauf, aus dem Gefängnis, emporkommt auf den Königsthron: «Es kommt einer aus dem Gefängnis zum Königreich; und einer, der in seinem Königreich geboren ist, verarmt» (14). Und alles Volk jubelt dem aus tiefer Armut emporgekommenen König zu: «Und ich sah, dass alle Lebendigen unter der Sonne wandelten bei dem andern, dem Kinde, das an jenes Statt sollte aufkommen. Und des Volks, das vor ihm herging, war kein Ende und des, das ihm nachging» (15-16). Es ist offenbar ein revolutionärer Vorgang, den der Prediger damit schildert. Eine alte unbelehrbare Oberschicht und Gesellschaft geht an ihrer

eigenen Unbelehrbarkeit zugrunde und an ihrem Unvermögen, offenbare Fehler gutzumachen und unhaltbare Schäden zu beheben.

Drauf kommt von ganz unten herauf einer, den die Massen in totaler Begeisterung umschwärmen, sie «gehen vor ihm her und folgen ihm nach». Die Erwartungen, die auf diesen Emporgekommenen gesetzt werden, sind hochgespannt. Nun muss sich alles, alles wenden. Und siehe, einiges wird tatsächlich besser. Tatsächlich: «Ein armes Kind, das weise ist, ist besser denn ein alter König, der ein Narr ist und der sich nicht mehr weiss belehren zu lassen» (13). Aber nach dem ersten Rausch der Begeisterung, weil ja, wie der Volksmund sagt, «neue Besen gut kehren», erfolgt jeweils die Ernüchterung, die erkennen lässt, dass Revolutionen wohl einiges Gute bringen, aber die Welt nicht ändern, dass sie wohl viel Morsches beseitigen, aber auch einiges gute alte Geschirr zerschlagen, eine Wende der Welt und Zeit aber bringen sie nicht, aus dem einfachen Grunde, weil sie den Menschen nicht ändern. Bei allem Systemwechsel bleibt der Mensch der alte. Darum stellt der Prediger schlussendlich fest: «Und wurden seiner doch nicht froh. Das ist auch eitel und Mühe nach Wind» (16).

So wird also immer alles beim alten bleiben? So werden die Tränen der Unterdrückten ewig ungetrocknet sein, die Starken ewig die Schwächeren plagen können? Hätte dann nicht der Prediger recht, wenn er die Toten lobt und die Ungeborenen benedigt? Gewiss. Aber, es gibt eine Änderung, und zwar nicht erst in nebelhafter Zukunft. Die Änderung hat begonnen, sie ist in vollem Gang und steht bereits in Kraft. Ein Kind ist geboren, ganz unten, und ist «aus dem Gefängnis zum Königreich gekommen». Und wer diesen König kennt, der weiss, dass seit dieser göttlichen Geburt die Liquidation der alten Unrechtswelt begonnen hat und gleichzeitig der Aufbau der neuen Welt der Liebe, des Rechts und der Freiheit. Und das Erstaunliche

ist, dass Menschen mitten in der alten Welt begonnen haben, Bürger dieses neuen Reiches zu sein. Wenn der Prediger aber von jenem Emporkömmling sagt: «Und sie wurden sein doch nicht froh», dann wird keiner, der die Wende der Zeit von Christus erwartet, enttäuscht sein. Dieses Königs und seines Reiches kann man froh werden.

«Bewahre deinen Fuss, wenn du zum Hause Gottes gehst»

4.¹⁷ Bewahre deinen Fuss, wenn du zum Hause Gottes gehst, und komme, dass du hörest. Das ist besser als der Narren Opfer; denn sie wissen nicht, was sie Böses tun. — ^{5.1} Sei nicht schnell mit deinem Munde und lass dein Herz nicht eilen, etwas zu reden vor Gott; denn Gott ist im Himmel, und du auf Erden; darum lass deiner Worte wenig sein. ² Denn wo viel Sorgen ist, da kommen Träume; und wo viele Worte sind, da hört man den Narren. ³ Wenn du Gott ein Gelübde tust, so verzieh nicht, es zu halten; denn er hat kein Gefallen an den Narren. Was du gelobst, das halte. ⁴ Es ist besser, du gelobest nichts, denn dass du nicht hältst, was du gelobest. ⁵ Lass deinem Mund nicht zu, dass er dein Fleisch verführe; und sprich vor dem Engel nicht: Es war ein Versehen. Gott möchte erzürnen über deine Stimme und verderben alle Werke deiner Hände. ⁶ Wo viel Träume sind, da ist Eitelkeit und viele Worte; aber fürchte du Gott. ⁷ Siehst du dem Armen Unrecht tun und Recht und Gerechtigkeit im Lande wegreißen, wundere dich des Vornehmens nicht; denn es ist noch ein hoher Hüter über den Hohen und sind noch Höhere über die beiden. ⁸ Und immer ist's Gewinn für ein Land, wenn ein König da ist über das Feld, das man baut. ⁹ Wer Geld liebt, wird Geldes nimmer satt; und wer Reichtum liebt, wird keinen Nutzen davon haben. Das ist auch eitel. ¹⁰ Denn wo viel Guts ist, da sind viele, die es essen; und was genießt davon, der es hat, ausser dass er's mit Augen ansieht?

¹¹ Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, er habe wenig oder viel gegessen; aber die Fülle des Reichen lässt ihn nicht schlafen.

¹² Es ist ein böses Übel, das ich sah unter der Sonne: Reichtum, behalten zum Schaden dem, der ihn hat.

¹³ Denn der Reiche kommt um mit grossem Jammer; und so er einen Sohn gezeugt hat, dem bleibt nichts in der Hand. ¹⁴ Wie er nackt ist von seiner Mutter Leibe gekom-

men, so fährt er wieder hin, wie er gekommen ist, und nimmt nichts mit sich von seiner Arbeit in seiner Hand, wenn er hinfährt. ¹⁵ Das ist ein böses Übel, dass er hinfährt, wie er gekommen ist. Was hilft's ihm denn, dass er in den Wind gearbeitet hat? ¹⁶ Sein Leben lang hat er im Finstern gegessen und in grossem Grämen und Krankheit und Verdruss. ¹⁷ So sehe ich nun das für gut an, dass es fein sei, wenn man isst und trinkt und gutes Muts ist in aller Arbeit, die einer tut unter der Sonne sein Leben lang, das ihm Gott gibt; denn das ist sein Teil. ¹⁸ Denn welchem Menschen Gott Reichtum und Güter gibt und die Gewalt, dass er davon isst und trinkt für sein Teil und fröhlich ist in seiner Arbeit, das ist eine Gottesgabe. ¹⁹ Denn er denkt nicht viel an die Tage seines Lebens, weil Gott sein Herz erfreut. Prediger 4,17 - 5,19

Der Gang zum Hause Gottes sei gefährlich. «Bewahre deinen Fuss.» Das ist merkwürdig. Wenn es noch heissen würde: Wenn du in die Berge gehst, oder, wenn du über einen Gletscher steigst, oder, wenn du eine verkehrsreiche Strasse überquerst, oder meinetwegen noch, wenn du ins Wirtshaus gehst, oder, wenn du den Tanzboden aufsuchst — doch nein, nun heisst es hier: «Bewahre deinen Fuss, wenn du zum Hause Gottes gehst» (4,17). Es ist nicht ohne weiteres einzusehen, was ausgerechnet an einem Kirchengang gefährlich sein sollte.

Wir gehen, wie der Prediger sagt, zum Hause Gottes, um zu hören, wir würden heute sagen, um eine Predigt anzuhören. Dabei kommt es nun freilich sehr drauf an, was wir unter einer Predigt verstehen. Wenn die Predigt der Vortrag einer menschlichen Meinung ist, dann ist es nicht gefährlich hin zu gehen, denn Ansichten gibt es ja viele, und sie widersprechen sich, und man kann die einen gegen die anderen ausspielen. Eine Kirche Christi, die ein Sprechsaal für unverbindliche Äusserungen ist, eine solche Kirche ist nicht gefährlich. Da muss der Prediger nicht sagen: «Bewahre deinen Fuss.» Aber wenn man zum Hause Gottes

geht mit dem Entschluss und in der Bereitschaft, hier Gottes Wort zu hören, hier zusammen mit dem Vorleser und Ausleger eines biblischen Kapitels sich zu beugen unter Gottes Willen, wenn der verlesene Text Gottes Wort ist — der Prediger ist selbstverständlich als sündiger Mensch von stückhafter Erkenntnis —, aber wenn der Vorleser die Gnade hat, Gottes Wort auszulegen, und es geschehen darf, dass in diesem sehr gebrochenen Vorgang Gott zum Hörer redet und der Gemeinde begegnet — ja, dann könnte der Predigtgang auf einmal ein Unternehmen werden, das aufhörte, harmlos zu sein. Da könnte der Prediger Salomo auf einmal Grund haben zur Warnung: «Bewahre deinen Fuss, wenn du zum Hause Gottes gehst.» Ein solches Gotteshaus, in dem Gott in seinem Wort zu uns redet, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Gerichtsgebäude, in welchem schuldig befunden oder freigesprochen wird, nur mit dem Unterschied, dass es dort um irdische Strafen oder Freisprüche geht, im Hause Gottes aber um jenseitige Strafen oder um Freispruch für immer. Gottes Wort bindet und löst für alle Ewigkeit. Wer also zum Hause Gottes geht, der gewärtigt Gewinn oder Verlust in des Wortes höchstem Sinn. Man kann nirgends so viel gewinnen oder verlieren wie im Hause Gottes, nämlich Segen oder Fluch, ewiges Leben oder ewigen Tod, Hölle oder Himmel, ewige Verdammnis oder ewiges Heil. Jener Zöllner weiss das, wenn es von ihm heisst, als er zum Tempel ging, da «stand er von ferne und wagte nicht, seine Augen zu erheben». Und schon einem Mose wurde anlässlich seiner ersten Begegnung mit Gott zugerufen: «Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, an dem du stehst, ist heiliges Land.» Es gibt in der Überlieferung ein Wort, das nicht in der Bibel steht, sehr wahrscheinlich aber ein echtes Jesuswort ist, das lautet: «Wer mir nahe ist, der ist dem Feuer nahe.» Wenn du ins Gotteshaus gehst, dann gib acht, dann näherst du dich dem Feuer, dem Höllenfeuer, oder

aber dem Feuer des Himmels, Gericht und Gnade, beide sind himmlisches Feuer, darum, «bewahre deinen Fuss, wenn du zum Hause Gottes gehst», du gehst dann nicht an einen neutralen Ort. Und nur wer so, wissend um Gottes Heiligkeit, zur Kirche geht, wird recht zur Kirche gehen und dann auch sagen können: «Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt» (Ps. 26). «Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser denn sonst tausend» (Ps. 84). Oder gar: «Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth. Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken kann — deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar» (Ps. 84).

Drauf fährt der Prediger fort und sagt, dass wir nicht allein ins Gotteshaus gehen, um das Wort zu hören, sondern auch, um zu beten. Wir treten mit unseren Anliegen vor Gott. Wir rufen hier in der Gemeinschaft der Gemeinde Gott um Hilfe an. Und da, im Blick auf unser Beten, sagt nun der Prediger noch einmal: Gib acht, «bewahre deinen Fuss —», «sei nicht schnell mit deinem Munde» (1), wenn wir beten, dann sollen wir «nicht plappern wie die Heiden». Schon vor einer irdischen Majestät schickt es sich nicht, sich wortreich zu gebärden, geschweige denn vor der Majestät Gottes. Dass «Gott im Himmel ist und du auf Erden» (1), dessen soll der Beter sich vor allem in Bezug auf die Erhörung des Gebets bewusst sein. Schon manch ein Beter ist daran zuschanden geworden, dass er Gott mit einem Götzen verwechselte. Gott erhört Gebet, wann und wo und wie es ihm gefällt; wenn er Gebet erhört, dann ist er der Herr und der Beter ist sein Geschöpf. Gott liefert nicht auf Wunsch und auf Bestellung. Er ist der Herr, auch wenn er hilft. Wie eigenwillig und majestätisch Gott hilft, wird offenbar in der Tatsache, dass seine eigentliche Erhörung aller Hilferufe von der Erde her in der Sendung Jesu Christi

auf die Erde erfolgt ist. Da am Kreuz hängt sie, Gottes Hilfe. Diese Gebetserhörung, diese Hilfe gefällt nicht jedermann. Darum «sei nicht schnell mit deinem Munde und lass dein Herz nicht eilen, etwas zu reden vor Gott; denn Gott ist im Himmel, und du auf Erden; darum lass deiner Worte wenig sein» (1). Und dann zählt der Prediger weiter auf, wozu wir zum Hause Gottes gehen. Nicht allein um das Wort zu hören — das in erster Linie — und zu beten; wir gehen auch ins Gotteshaus als Menschen guten Willens, als sittliche Personen. Gott allein weiss, wie viel guter Menschenwille in einem Gottesdienst zusammenkommt. Man hat sich aufgerafft, um wieder einmal zu kommen, man hat sich einen ordentlichen Ruck gegeben, hat einen Anlauf genommen. Ein neues Mutfassen und Aufflackern des guten Willens hat stattgefunden, wenn einer sich auf den Weg begibt ins Gotteshaus. Aber gerade ihr, die ihr guten Willens kommt, wisset, welche Not es ist, eine sittliche Person zu sein. Wer unter euch weiss nicht um die leidvolle Spannung zwischen der Höhe des Willens und dem mehr als bescheidenen Vollbringen! Wir kommen zum Hause Gottes und werden da unserer Gebundenheit, unserer Laster und Sünden erst recht bewusst. Wir kommen als Menschen, die aufstehen und umfallen, die am Montag einen Schritt vorangehen und oft genug am Dienstag zwei Schritte zurück. Wir kommen hierher mit der Last unserer Ehen und unserer Arbeitsstätten, mit der Last im eigenen Fleisch und Blut. Wie viel gute Vorsätze, wie viel heilige Entschlüsse fallen an einem Sonntagmorgen unterwegs zur Kirche! Der Prediger redet mit Recht von Gelübden, die an diesem Ort abgelegt werden vor Gott. Aber nun hebt der Prediger gerade da wiederum den Finger hoch und warnt: Versprich lieber nicht zuviel im Hause Gottes. Es könnte dich hernach, wenn du nach Hause gehst, draussen an der kühlen Luft, gereuen. Du könntest hinterher versucht sein, zu behaupten, es sei nicht so gemeint gewesen. Aber Gott

hat es gehört und lässt sich nicht zum besten halten. «Darum, wenn du Gott ein Gelübde tust, so verzieh nicht, es zu halten; denn er hat kein Gefallen an den Narren. Was du gelobst, das halte. Ja es ist besser, du gelobest nichts, denn dass du nicht hältst, was du gelobst» (3-4).

Der Prediger ist deswegen unseren menschlichen Willenskundgebungen im Hause Gottes gegenüber so zurückhaltend, weil er weiss, wie es um uns Menschen steht. Dieser unbestechliche, illusionslose Mann weiss, dass nicht der Weg zum Himmel, wohl aber der Weg zur Hölle gepflastert ist mit guten Vorsätzen. Dieser Mann weiss, dass wir mit dem besten Willen — mit dem wir manches sogar Erstaunliche können — eines nicht zustande bringen: aus unserer Haut fahren, über unseren eigenen Schatten springen, uns selber erlösen. Selbsterlösung gelingt in keiner Form, auf keinem Weg. Glatt und ganz wird uns hier diese Möglichkeit abgesägt, und das ist heilsam und nötig. Aber etwas weiss der Weise des Alten Bundes nicht, kann es noch nicht wissen, dass nämlich Gott den ohnmächtigen und unseligen Selbsterlösungsversuch seiner Menschenkinder gesehen und zu Herzen genommen und sich unser erbarmt hat, und dass Gott, weil wir uns nicht herauslupfen können, das Werk der Erlösung selber an die Hand genommen und Jesus Christus als Erlöser zu uns herübergesandt hat. Das geängstete und zerschlagene Herz hat Gott tatsächlich nicht verachtet (Ps. 51), das zerstossene Rohr hat er nicht zerbrochen (Jes. 42). Er hat uns Jesus Christus zum Erlöser gesetzt. Aber täuschen wir uns nicht, das ist nun ein ganz grosses Ärgernis. Dass man sich nicht selbst erlösen kann, dass man des Erlösers bedarf — es ist ein Armutszeugnis, das einem da ausgestellt wird. Vernehme das einer, ohne zu widerbellen! Weil und sofern im Hause Gottes das Kreuz Christi verkündigt wird, gibt es unter der Sonne keinen ärgerlicheren Ort als eine christliche Kirche. Und da wartet, da hockt und lauert nun die allergrösste

Gefahr am Wegrand, wenn du zum Hause Gottes gehst. Sich über die Pfarrer ärgern, das ist nicht halb so schlimm, sich über seine Frau oder über seinen Untergebenen oder Vorgesetzten ärgern, das ist zwar nicht erhehend, aber auch nicht das Schlimmste; aber es könnte das unausdenkbar Schreckliche geschehen, dass du dich über Gott ärgern würdest. Es könnte dir im Hause Gottes der Erlöser verkündigt und angeboten werden, und du würdest dich beleidigt oder vornehm bedanken. Darum, weil im Hause Gottes der Name des Erlösers ausgerufen wird, darum gib acht, es brennt da: «Bewahre deinen Fuss, wenn du zum Hause Gottes gehst.»

Aber nun kann es ja auch geschehen, dass an diesem Ort eine arme Seele den Ärger überwindet und die Gnade hat, vom Kreuz her ergriffen zu werden. Wann und wo immer das geschieht, darf das Haus Gottes zum Vorhof des Himmels werden. Dann wird das Gotteshaus zum Ort, wo Menschen die Tür zum Paradies aufgehen sehen, und das Tor der Hölle hören sie zuschlagen. Und dann fangen diese Menschen an diesem Ort an zu tun, was sonst durch die Engel im Himmel geschieht: sie beten an, sie loben und danken. Ein Singen dürfte dann hier anheben, dass man es draussen auf der Gasse hört. Und der Gang zu jenem Tisch, an dem man «Speise und Trank zum ewigen Leben» empfängt, wird dann zum Fest, neben dem alle Feste verblassen. Von einem solchen Gottesdienst im Hause Gottes dürfte dann die Gemeinde wieder aufstehen und, versöhnt, mit Freude und Frieden im Herzen, hinausgehen. Da allerdings, auf dem Weg zurück, auf dem Heimweg vom Hause Gottes, erhebt nun der Prediger noch einmal den Finger und warnt ein wenig abgewandelt: «Bewahre deinen Fuss, wenn du *vom* Hause Gottes gehst.» Auf dem Weg aus dem Gottesdienst nach Hause wartet nochmals eine Gefahr, nur eine, aber diese umso sicherer, nämlich die Sünde des Undanks. Dass der Dank dafür, dass Christus

der Erlöser ist, nicht bei uns bleibt und uns nicht heim- und hinausbegleitet, dass die Freude nicht anhält und das Murren wieder Oberwasser bekommt, das ist die eine Gefahr, die dem Gottesdienstbesucher draussen vor der Kirchtür wartet. Gott erwartet Dank vom Zöllner, der «gerechtfertigt hinabgeht», Dank, der im Werk sich zeigt, Dank «mit Herzen, Mund und Händen». So ganz und gar unsere Glaubensväter jedes gute Werk im Sinne eines Selbsterlösungsversuchs abgelehnt haben, so eindringlich haben sie immer wieder hingewiesen auf die Werke der Dankbarkeit dessen, der vom Tisch im Hause Gottes aufsteht, gestärkt, erfreut und getröstet, weil gerechtfertigt vor Gott.

Etwas von diesem heiligen Zusammenhang zwischen Glauben und Leben, zwischen Gotteshaus und Welt, weiss auch unser Prediger. Es wird kein Zufall sein, dass das gleiche Kapitel, das eingangs vom Predigthören, Beten und Gelübdetun handelt, nun auf einmal so auffallend weltlich und alltäglich weiterfährt. Wenn wir nun das Haus Gottes verlassen, dann ist da draussen der Erste, der uns begegnet und auf den uns der Prediger aufmerksam macht, der Arme: «Siehst du dem Armen Unrecht tun und Recht und Gerechtigkeit im Lande wegriissen, so wundere dich des Vornehmens nicht, denn es ist noch ein hoher Hüter über den Hohen, und sind noch Höhere über den beiden» (7). Der Prediger will damit sagen, die Sache des Armen ist Gottes Sache. Und Gott hat eine Obrigkeit gesetzt, damit sie den Schwachen vor dem Starken beschütze und den Kleinen vor Ausbeutung durch den Grossen bewahre. Wenn aber eine Obrigkeit dieses Schutz- und Wächteramt versäumt, dann soll sie wissen, dass sie es nicht nur mit menschlichen Vorgesetzten und höheren menschlichen Instanzen zu tun hat, sondern mit demjenigen, der schliesslich über allen Hohen der Höchste ist. Darum bewahre

deinen Fuss, wenn du vom Hause Gottes heimwärts gehst und da dem Armen, der dann dein Nächster ist, begegnest.

Der Zweite, den uns der Prediger beim Verlassen des Gotteshauses zeigt, ist der Reiche. Da ist es einigermaßen interessant zu hören, dass der Prediger nicht in Hab und Gut an sich ein Unrecht sieht, sondern er sieht den Schaden dort, wo man das Geld liebt, aufs Geld schaut, auf dem Gelde sitzt wie eine Henne auf ihren Eiern, die sie be-sitzt und ausbrütet. Geld und Güter horten, Schätze sammeln, das ist verkehrt: «Reichtum, behalten zum Schaden dem, der ihn hat» (12), Schätze sammeln und nachts den Schlaf nicht finden aus Angst vor den Dieben, die nachgraben und stehlen könnten, oder vor lauter Projektmachen, das ist schlimm. «Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, er habe wenig oder viel gegessen; aber die Fülle des Reichen lässt ihn nicht schlafen» (11). Wer Reichtum hat, um ihn um jeden Preis zu behalten, wer Reichtum nicht hat, um ihn bei Lebzeiten in den Dienst der anderen zu stellen, der wird umso schmerzlicher in der Todesstunde erfahren, wie bitter es ist, sich von ihm trennen zu müssen: «Wie er nackt ist von seiner Mutter Leibe gekommen, so fährt er wieder hin, wie er gekommen ist, und nimmt nichts mit sich von seiner Arbeit in seiner Hand, wenn er hinfährt. Das ist ein böses Übel, dass er hinfährt, wie er gekommen ist. Was hilft's ihm denn, dass er in den Wind gearbeitet hat?» (14-15). Man denkt dabei an jenen Zettel, den man im Kassenschrank eines reichen Mannes fand, der sein Leben lang in der Verantwortung vor Gott seine Güter verwaltet hatte. Es hiess darauf: «Sei zum Geben stets bereit. / Miss nicht karglich deine Gaben. / Denk, in deinem letzten Kleid / Wirst du keine Taschen haben.»

Zuletzt schildert der Prediger diesen rechten Umgang mit Geld und Gut. Er kommt schliesslich zur Erkenntnis: «Das sehe ich für gut an, dass es fein sei, wenn man isst und trinkt und gutes Mutes ist in aller Arbeit, die einer tut unter

der Sonne sein Leben lang, das ihm Gott gibt, denn das ist sein Teil» (17). In dankbarer Verantwortung vor Gott arbeiten, Geld einnehmen, und ebenso in dankbarer Verantwortung vor Gott essen und trinken, Geld ausgeben, das ist das Beste, was wir auf Erden tun können; sehr bescheiden zwar, aber wer mehr will, sehe zu, dass es nicht weniger sei. So ganz und bündig sieht der Prediger die Verbindung zwischen Glauben und Leben, dass er den Glauben verbindlich erklärt bis hin zu Erwerb und Verbrauch. Dabei ist es hoch bedeutsam, dass der Prediger damit ausdrücklich nicht ein Rezept verschreibt, das man nur einfach so anwenden kann. Es ist gerade nicht die Lehre einer neuen Lebenskunst, die er hier entwickelt. Nein, gerade Lebenskünstler ist dieser Mann nicht. Alle Lebenskunst ist ihm, das sahen wir alle diese Kapitel hindurch, gründlich vergangen. Er sagt betont und bewusst, dass es sich hier um eine Gabe Gottes handelt. Kein Mensch kann recht Geld einnehmen, ohne dass er von Gott begnadet ist, und kein Mensch kann recht Geld ausgeben, er sei denn ein Begnadeter: «Denn welchem Menschen Gott Reichtum und Güter gibt und die Gewalt, dass er davon isst und trinkt für sein Teil und fröhlich ist in seiner Arbeit, das ist eine Gottesgabe» (18). So müssen wir im Jüngsten Gericht nicht nur Rechenschaft ablegen über jedes unnütze Wort, das aus unserem Munde geht, sondern auch über jeden roten Rappen, der uns in die Hände kommt. Darum, wenn du vom Hause Gottes hinausgehst, dann bewahre deinen Fuss. Und diesen wirst du dann recht bewahren, wenn dir wie dem Prediger alles zur Gabe, zur Gnade wird, und du nicht mehr auf eigenen Füßen stehen und gehen willst.

«Bewahre deinen Fuss, wenn du zum Hause Gottes gehst.» Es gibt im Bernerland ein Gotteshaus, an dem dies Wort angeschrieben steht. Es ist zu lesen überm Haupteingang auf der Westseite der Kirche zu Habkern. Dort hat es ein

Pfarrer, der 40 Jahre hingebend jene Herde weidete — er sei ein hochgelehrter Mann und gründlicher Calviniker gewesen —, vor einem halben Jahrhundert hinsetzen lassen. Wenn seither die Mühseligen und Beladenen jenes abgelegenen Bergtales sonntags in ihr Gotteshaus gehen, dann empfängt sie dieses Wort. Man kann der Auffassung sein, das sei ein gar harter Empfang. Er ist nicht härter als derjenige, der uns bereitet ist, grüsst doch auch uns überm Hauptportal ein Jüngstes Gericht, sooft wir in dieses Münster zur Predigt kommen. Uns will aber scheinen, solches sei ein angemessener Willkommgruss für ein Gotteshaus, in welchem eine Kanzel steht, von der herunter die alleinige Gnade in Christus angeboten wird, und in dem jener gedeckte Abendmahlstisch steht, von dem her auch heute morgen die Einladung ergeht: «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.»

«Es ist ein Unglück, das ich sah unter der Sonne»

¹ Es ist ein Unglück, das ich sah unter der Sonne, und ist gemein bei den Menschen: ² einer, dem Gott Reichtum, Güter und Ehre gegeben hat und mangelt ihm keins, das sein Herz begehrt; und Gott gibt doch ihm nicht Macht, es zu geniessen, sondern ein anderer verzehrt es; das ist eitel und ein böses Übel. ³ Wenn einer gleich hundert Kinder zeugte und hätte so langes Leben, dass er viele Jahre überlebte, und seine Seele sättigte sich des Guten nicht und bliebe ohne Grab, von dem spreche ich, dass eine unzeitige Geburt besser sei denn er. ⁴ Denn in Nichtigkeit kommt sie, und in Finsternis führt sie dahin, und ihr Name bleibt in Finsternis bedeckt, ⁵ auch hat sie die Sonne nicht gesehen noch gekannt; so hat sie mehr Ruhe denn jener. ⁶ Ob er auch zweitausend Jahre lebte, und genösse keines Guten: kommt's nicht alles an einen Ort? ⁷ Alle Arbeit des Menschen ist für seinen Mund; aber doch wird die Seele nicht davon satt. ⁸ Denn was hat ein Weiser mehr als ein Narr? Was hilft's dem Armen, dass er weiss zu wandeln vor den Lebendigen? ⁹ Es ist besser, das gegenwärtige Gut gebrauchen, denn nach anderem gedenken. Das ist auch Eitelkeit und Haschen nach Wind. ¹⁰ Was da ist, des Name ist zuvor genannt, und es ist bestimmt, was ein Mensch sein wird; und er kann nicht hadern mit dem, der ihm zu mächtig ist. ¹¹ Denn es ist des eitlen Dings zuviel; was hat ein Mensch davon? ¹² Denn wer weiss, was dem Menschen nütze ist im Leben, solange er lebt in seiner Eitelkeit, welches dahinfährt wie ein Schatten? Oder wer will dem Menschen sagen, was nach ihm kommen wird unter der Sonne? Prediger 6

Der sorgfältige Leser des «Prediger Salomo» muss, sowohl im Blick auf die einzelnen Kapitel als auch im Blick aufs ganze Buch, nicht alles grau in grau sehen, wie das dem nur flüchtigen Besucher hier leicht scheinen möchte. Nein, es gibt innerhalb dieses Buches ein deutliches Fortschreiten

und Gefälle. Die sechs ersten Kapitel, deren letztes wir hier aufgeschlagen haben, tasten das menschliche Leben in alle Längen und Breiten, Höhen und Tiefen sorgfältig ab. Da wird das Dasein unter der Sonne Fussbreite um Fussbreite abgeschritten, der Wert der Dinge wird halbpfundweise gewogen und sozusagen durchwegs als — zu leicht befunden. Dieses Wägen erfolgt in unserem sechsten Kapitel, bevor dann das siebente die Wendung zum lichterem zweiten Teil des Buches (Kapitel 8-12) einleitet, nun noch einmal mit einer derartigen Wucht der Gründlichkeit, dass man Mühe hat, nicht völlig umgeworfen zu werden, um endgültig liegen zu bleiben. Man schaut sich hier fast die Augen aus nach einer Stelle, da etwas Licht hereinfällt. Dieses Fenster des sechsten Kapitels scheint uns der 10. Vers zu sein, wo die Worte stehen: «Der Mensch kann nicht hadern mit dem, der ihm zu mächtig ist» (10).

Es gibt einen mächtigen, übermächtigen, allmächtigen Gott, vor dem der Mensch, wenn er ihm begegnet, nur den Mund halten und sich unterziehen kann: «Was da ist, des Name ist zuvor genannt, und es ist bestimmt, was ein Mensch sein wird; und er kann nicht hadern —» (10). Das ist in diesem besonders dunklen Kapitel tatsächlich das stärkste und hellste Wort; und man ist froh darüber. Wenn sich uns schon mehr als einmal der böse Verdacht aufdrängen wollte, ob dieser unentwegte Prediger der Eitelkeit aller Dinge am Ende gar ein Nihilist sei, dann drängt und nötigt uns dieses Kapitel förmlich, hier Klarheit zu schaffen: Ist er es oder ist er es nicht? Es werden da Fragen aufgeworfen wie: «Kommt's nicht alles an einen Ort?» (6). Oder: «Wer weiss (überhaupt), was dem Menschen nütze ist im Leben, solange er lebt in seiner Eitelkeit?» (12). Oder: «Wer will dem Menschen (überhaupt) sagen, was nach ihm kommt unter der Sonne?» Vom Menschenleben wird gar gesagt, es «fahre dahin wie ein Schatten» (12). Tönt das nicht in der Tat wie waschechter Nihilismus? Was

ist es, was dieser Mann, der die Wege menschlichen Forschens mutig bis zu Ende abschreitet, sieht? Was hat er dort draussen am Rand der wahrnehmbaren Dinge in Wirklichkeit geschaut? War es tatsächlich das Nichts? Ist ihm das, was zu allen Zeiten gründliche Gemüter dumpf beschäftigt und was heute wieder vielen dunkel schwant, dass es nicht nur eine «Umwertung der Werte» gibt, sondern eine Abwertung, ja eine Entwertung aller Werte geben kann, ist ihm solches Ahnen, gegen das er sich bisher mühsam genug zur Wehr gesetzt hat, nun doch zur entsetzlichen Gewissheit geworden? Hat er erkannt, dass das Leben aussieht wie eine schöne, grosse harte Nuss, wer die Kraft und den Mut hat, sie zu knacken, entdeckt, dass sie taub ist? Ist der Kern der Dinge am Ende überhaupt gar kein Kern, sondern Staub und Moder? Ist jener Ort, an den er alles hinfahren sieht, ein Niemandsland? Und ist der Tag, auf den ein Narr hoffen könnte, ein «Sankt-Nimmerleins-Tag»?

Wenn ihr wollt, ja! Der «Prediger Salomo» ist ein Nihilist. Er hat jedenfalls alle Winkel und geheimsten Falten dieser Geistesrichtung durchsucht. Aber er ist radikaler, er geht weiter als die Nihilisten. In seinem Nachdenken bei einem Nichts stehen bleiben, das würde in den Augen des Predigers heissen, fünf Minuten vor dem Ende dann doch nicht wagen, ganz bis an den Rand hinaus vorzudringen. Der Prediger schreitet den Weg ganz ab, auch noch jene letzten fünf Minuten. Dort aber, dort ganz zuäusserst, gleichsam fünf Minuten jenseits des Nichts, dort kommt es zu einer Begegnung mit der Wirklichkeit, und diese heisst Gott. Er begegnet dem Gott, der im Anfang die Welt aus dem Nichts geschaffen hat. Und vor diesem Gott, so sagt nun hier der Prediger, ähnlich wie es einst der Mann Hiob schliesslich erkannt hat, könne man nur kleinlaut werden. Vor diesem Gott könne man sich nicht benehmen, als hätte man von ihm noch etwas herauszuheischen und zugut, hier

könne man nur noch den Mund halten: «Der Mensch kann nicht hadern mit dem, der ihm zu mächtig ist.» Dieser Mensch, der ganz draussen, jenseits von ganz draussen, Gott begegnet, hat alle Ursache, Gott zu fürchten. Wer diesem Gott wirklich in die Hände fällt, dem geht es auf, dass man froh sein könnte, vor diesem Gott wenigstens nichts zu sein und nichts zu haben, wenn hier Null von Null gleichsam aufginge, wenn man diesem Gott sagen könnte: Wir, du und ich, sind quitt. Aber vor Gott ist und hat man weniger als nichts, dort hat man Unterbilanz, dort steht man tief, tief unter Null. Mit einem Wort: Vor Gott steht der Mensch in Schuld. Von diesem Ort aus, da der Mensch, wie hier der Prediger, innewird, dass er vor Gott nichts zu reklamieren hat, erscheint Nihilismus wie ein letztes, verzweifelttes Deckmäntelchen und Feigenblatt, ein letzter dummer, feiger oder schlauer Versuch, vor Gott nicht verantwortlich, und darum nicht schuldig zu sein. Es gibt in der Kriegsführung den Begriff der Tarnung und Vernebelung. Ist Nihilismus nicht der Versuch einer Unsichtbarmachung vor Gott? Dieser Fluchtversuch ins letzte Reduit, in die letzte Igelstellung des Nichts aber, sagt hier der Prediger, ist misslungen, bevor er unternommen wurde. Gott hat eine zu starke Hand, ein zu scharfes Auge, ein zu gutes Gedächtnis, als dass ihm einer durch die Latten ginge. Für ihn gibt es weder ein Niemandsland noch einen Sankt-Nimmerleins-Tag, er ist örtlich und zeitlich durchaus Herr der Situation: «Was da ist, des Name ist zuvor genannt, und es ist bestimmt, was ein Mensch sein wird; und er kann nicht hadern mit dem, der ihm zu mächtig ist» (10).

Aber nun hat dieser Gott, in dessen Hände der Prediger nun gefallen ist, nicht nur die Herrschaft über alles Seiende und über alles Nichtige, er hat nicht nur am Anfang die Welt aus dem Nichts erschaffen, er hat in der Folgezeit diese Welt saniert und gerettet. Als diese Welt tief unters Nichts gesunken war, da hat Gott in eine Waagschale das Manko

geworfen, und in die andere Waagschale seinen Sohn als Einsatz. An einen so vermögenden und barmherzigen Gott glauben wir. Der Prediger kennt zwar Jesus Christus noch nicht von Angesicht zu Angesicht. Aber als er Gott begegnete, da war das doch schon der Gott, bei dem Jesus Christus von Ewigkeit her gewesen ist. Darum sieht sich hier der Prediger, trotz seiner Unterbilanz, von Gott nicht vernichtet, sondern gerettet. Gott lässt ihn am Leben, weil er der Gott ist, der Schuld vergibt.

Wenn aber ein Mensch Gott so begegnet ist, dass er, wie hier der Prediger, nur noch verstummen konnte, dann weiss er inskünftig Eines: Ohne diesen Gott kann ich hinfort nicht leben. Dies Eine ist es denn auch, was der Prediger hier mit grossem Ernst und mit Eindringlichkeit hervorhebt — ja er wird dabei ganz gegen seine Gewohnheit und Art temperamentvoll und beinahe leidenschaftlich —, dies Eine hämmert er uns nun hier ein: Ein von Gott losgelöstes Leben ist kein Leben. Ohne Gott und neben Gott wird der Mensch mitten in Wohlstand und Erfolg seines Lebens nicht froh. Wir sind es gewohnt, den verlorenen Sohn dort zu suchen, wo er bei den Trebern und Schweinen angelangt ist. Der Prediger aber sieht den Menschen auch inmitten von Reichtum und Ehre verloren. Es ist schlimm, unter den Umständen verloren zu sein wie der Sohn im Gleichnis, aber «einer, dem Gott Reichtum, Güter und Ehre gegeben hat und mangelt ihm keins, das sein Herz begehrt — und Gott gibt ihm doch nicht Macht, es zu geniessen», das ist schlimmer, «das ist eitel und ein böses Übel» (wörtl. eine schlimme Seuche) (2). Mitten in der Fülle wie Tantalus sich des Lebens doch nicht freuen dürfen, das ist in der Tat «eine schlimme Seuche». Der Prediger sagt hier dem Sinne nach genau was das Gleichnis vom reichen Kornbauer, der inmitten seines Überflusses zugrunde geht, wozu der Herr bemerkt: «Also geht es, wer sich Schätze sammelt, und ist nicht reich in Gott» (Lukas 12). Und «niemand lebt davon,

dass er viele Güter hat». Ja schon Maria kündigt in ihrem Lobgesang auf den kommenden Heiland hin eine ähnliche Möglichkeit an, dass man mitten im Reichtum «leer gelassen» werden kann: «Die Hungrigen füllet er mit Gütern, und lässt die Reichen leer» (Lukas 1). Dabei braucht einer durchaus kein einsamer Geizhals zu sein. Sogar wenn einer zu all seinem materiellen Reichtum hinzu ein Patriarch wäre, wie ihn die Phantasie eines Orientalen kühner nicht träumen könnte, wenn einer eine hundertköpfige Familie um sich sammelte, wenn einer eine noch so gewaltige Vitalität entfaltete, so dass er hundert Söhne zeugte, «und seine Seele sättigte sich des Guten nicht» (eben weil ihm der allmächtige Gott die Fähigkeit nicht gibt, sein Patriarchenglück zu geniessen), «von dem spreche ich, dass eine unzeitige Geburt besser ist denn er. Denn in Nichtigkeit kommt sie, und in Finsternis fährt sie dahin, und ihr Name bleibt in Finsternis bedeckt, auch hat sie die Sonne nicht gesehen noch gekannt» (3-5). Was ist ein hundertfach fortgepflanztes Leben ohne Gottes gnädige Zuneigung und Segnung! Was ist ein so genannt unverbrauchtes und junges Volk, in dem es hundertköpfige Familien gäbe — ohne Gottes Wohlgefallen! Eine unzeitige Geburt, die namenlos kommt und geht, die Sonne nie sieht und in Finsternis dahinfährt, ist beneidenswerter als ein Mensch mit hundert Söhnen fern von Gottes väterlichem Ja und Amen. Es braucht für einen frommen Israeliten etwas, solch eine Aussage zu tun. Ob der Ruf zur Umkehr, der hier mächtig in unsere Zeit hinein ergeht, noch gehört werden kann? Oder ob der Rausch, ohne nach Gottes Einverständnis zu fragen, Häuser und Länder zu bevölkern, dies Geschlecht schon blind und taub gemacht hat?

Ja der Prediger geht so weit, dass er schliesslich die Erwägung anstellt, dass einer sein Lebenswerk hier auf dieser Erde bis zu tausend und zweitausend Jahren ausdeh-

nen könnte, dass einer also nicht nur die Lebensdauer hätte wie die Patriarchen zwischen Adam und Noah, die bis zu tausend Jahr alt wurden, sondern dass einer gar ein zwiefaches Adamsleben verbringen könnte: «Ob einer gleich zweitausend Jahre lebte und genösse keines Guten» (weil ihm eben Gott die Fähigkeit, es zu geniessen, versagte), «kommt's nicht alles an einen Ort?» (6). Dass es solchen Titanismus des Lebenswillens nicht nur in theoretischer Annahme gibt, haben wir erfahren, kannten wir doch einen Zeitgenossen, der seine Lebensplanung auf 1000 Jahre ausdehnte²). Und man hat seither sogar festgestellt, dieser arme Mann mit seinem 1000jährigen Reich sei nicht nur unser Zeitgenosse gewesen, sondern er und sein Geist der Überheblichkeit stecke «in uns». Er hat 1000 Jahre nach vorn gerechnet ohne Gott. Ist es etwa weniger abwegig, die Rechnung ebenfalls ohne Gott rückwärts auszudehnen? Was soll unser Gerede von «800 Jahre Moskau», «1000 Jahre Schwarzenburg», «2000 Jahre Paris»? Ja, wenn unser Leben bescheidener auch nur «siebzig Jahre währt und wenn es hoch kommt achtzig Jahre», und wenn es ein Leben voll Erfolg, Ehre, Wohlstand und Familiengrösse war, was ist ein solches Leben, «wenn Gott die Macht nicht gibt, es zu geniessen», wenn darin der Schatz im Acker nicht gehoben, die eine Perle nicht gekauft wurde? Was nützt ein Leben, was nützt es, «vor den Lebendigen zu wandeln wissen» (8), ein «savoir vivre» zu haben, «aber die Seele wird davon nicht satt» (7), weil Gott die Sättigung versagt?

Es soll uns darum nicht wundern, wenn der Prediger dieses Kapitel mit der Feststellung beginnt: «Es ist ein Unglück, das ich sah unter der Sonne, und ist gemein bei den Menschen» (1). Sonst pflegen wir von einem Menschen, der zu Wohlstand kommt, zu sagen, er habe «sein Glück gemacht», der Prediger aber weiss es anders, er weiss, dass ein gottfernes und ein gottloses Glück das eigentliche

Unglück der Menschen ist. Er hält es mit jenem Multimillionär, in dessen Nachlass man einst die letztwillige Verfügung vorfand: «Ihr Freunde, wenn ihr mich begrabt, / Dann sei auf meinem Sarg zu lesen: / Der hat im Leben Glück gehabt; / Doch glücklich ist er nicht gewesen.»

Und nun wissen wir, dass der Prediger selber ein sehr begüterter Mann ist. Dieser Umstand könnte uns das Ernstnehmen seiner Worte über die Eitelkeit des gottlosen Erdenglücks erschweren. Man könnte versucht sein, ihm entgegenzuhalten: Wenn diesem Mann seine Klage über die Nichtigkeit des Wohlstandes Ernst wäre — nun, es wäre ja nichts einfacher, als diesem Unglück abzuhelfen. Reichtum ist man geschwind los, wenn man seiner überdrüssig geworden ist. Warum verschenkt er sein Hab und Gut nicht zu seinen Lebzeiten? Aber einmal sieht er ja nicht im Wohlstand an sich, sondern im Wohlstand ohne Gott das eigentliche Unglück. Dann weiss er, dass es auch eine Armut ohne Gott gibt. Und drittens ist er nicht so törricht, schon in der Armut an sich ein Glück zu sehen: «Was hilft's dem Armen, dass er weiss zu wandeln vor den Lebendigen?» (8). Armut abgesehen von Gott ist nicht weniger ein Unglück. Dieser Mann, der illusionslos die Eitelkeit allen Erdenglücks erkennt, ist weit davon entfernt, deswegen sein rotes Barett wegzuwerfen und mit dem grauen Hut zu vertauschen. Als Mann der Bibel kann er niemals in einer allgemeinen Armutei einen Idealzustand erkennen. Dieser Prediger will, das ist seine Eigentümlichkeit, und er hat damit die ganze Bibel auf seiner Seite, essen und trinken vor Gott und sich seiner Arbeit freuen in Gott. Er will die Schätze dieser reichen Gottesschöpfung gebraucht und genossen sehen: «Es ist besser, das gegenwärtige Gut gebrauchen, denn nach anderem gedenken» (9). Erlangen scheint ihm immerhin besser als Verlangen. Gott hat diese Welt nicht umsonst erschaffen, und der Vater hat an seinem unermesslich grossen Tisch für jedes

seiner Kinder einen Platz. Nicht anders sieht es Christus. Wenn er die Seinen auffordert, alles zu verlassen, dann werden sie nicht Bettler sein, sondern Arbeiter in seinem Weinberg, und von diesen Arbeitern sagt er, sie seien ihrer Speise wert. Wenn er sie am Ende des gemeinsamen Erdenweges fragen wird: «Habt ihr je Mangel gehabt?», dann werden sie ihm antworten können: «Nein, nie keinen.» Und wenn er auffordert: «Trachtet vorab nach dem Reiche Gottes», dann fährt er nicht weiter und prophezeit ihnen Verarmung, sondern «dann wird euch alles übrige hinzu getan werden.» Ja, es ist echt und tief biblisch, wenn er den Seinen feierlich zusagt: «Wahrlich, ich sage euch: Es ist niemand, so er verlässt Haus oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der nicht hundertfältig empfangen in dieser Zeit Häuser oder Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker mitten unter Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben» (Markus 10). Hier sind also hundert Kinder nicht nur übertreibende Annahme, sondern vom Herrn selber verheissene Zusage. Das ist der Gott, der in die Mitte seiner Welt den Tisch gestiftet hat, an dem gegessen und getrunken wird. An diesen reichen Gott glaubt der Prediger, wenn er darauf besteht, dass es besser sei, «das gegenwärtige Gut zu gebrauchen als zukünftiges zu erträumen», besser, den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach. Es ist einem, als hörte man hier zwischenhindurch den alten Goethe: «Willst du immer weiter schweifen? / Sieh, das Gute liegt so nah! / Lerne nur, das Glück ergreifen; / denn das Glück ist immer da.» «Es ist ein Unglück, das ich sah unter der Sonne», Menschen, die in Wohlstand leben fern von Gott. Gott aber will, dass seine Menschenkinder glücklich sind. Wo «Gott den Menschen Macht gibt, es zu geniessen», da ist das wahre Glück. Lerne nur, *dies* Glück ergreifen, denn *dies* Glück ist immer da. Wir werden davon

in der nun beginnenden zweiten Hälfte des Buches noch einiges vernehmen.

«Ein guter Ruf ist besser denn gute Salbe»

¹ Ein guter Ruf ist besser denn gute Salbe, und der Tag des Todes denn der Tag der Geburt. ² Es ist besser, in das Klagehaus gehen, denn in das Trinkhaus; in jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmt's zu Herzen. ³ Es ist Trauern besser als Lachen: denn durch Trauern wird das Herz gebessert. ⁴ Das Herz der Weisen ist im Klagehause, und das Herz der Narren im Hause der Freude. ⁵ Es ist besser, hören das Schelten des Weisen, denn hören den Gesang der Narren. ⁶ Denn das Lachen der Narren ist wie das Krachen der Dornen unter den Töpfen; und das ist auch eitel. ⁷ Ein Widerspenstiger macht einen Weisen unwillig und verderbt ein mildtätiges Herz. ⁸ Das Ende eines Dinges ist besser denn sein Anfang. Ein geduldiger Geist ist besser denn ein hoher Geist. ⁹ Sei nicht schnelles Gemüts, zu zürnen; denn Zorn ruht im Herzen eines Narren. ¹⁰ Sprich nicht: Was ist's, dass die vorigen Tage besser waren als diese? Denn du fragst solches nicht weislich. ¹¹ Weisheit ist gut mit einem Erbgut und hilft, dass sich einer der Sonne freuen kann. ¹² Denn wie Weisheit beschirmt, so beschirmt Geld auch; aber die Weisheit gibt das Leben dem, der sie hat. ¹³ Siehe an die Werke Gottes; denn wer kann das schlicht machen, was er krümmt? ¹⁴ Am guten Tage sei guter Dinge, und den bösen Tag nimm auch für gut; denn diesen schafft Gott neben jenem, dass der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist. ¹⁵ Allerlei habe ich gesehen in den Tagen meiner Eitelkeit. Da ist ein Gerechter, und geht unter in seiner Gerechtigkeit; und ist ein Gottloser, der lange lebt in seiner Bosheit. ¹⁶ Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, dass du dich nicht verderbest. ¹⁷ Sei nicht allzu gottlos und narre nicht, dass du nicht sterbest zur Unzeit. ¹⁸ Es ist gut, dass du dies fassst und jenes auch nicht aus deiner Hand lassest; denn wer Gott fürchtet, der entgeht dem allem. ¹⁹ Die Weisheit stärkt den Weisen mehr denn zehn Gewaltige, die in der Stadt sind. ²⁰ Denn es ist kein

Mensch so gerecht auf Erden, dass er Gutes tue und nicht sündige. ²¹ Gib auch nicht acht auf alles, was man sagt, dass du nicht hören müssest deinen Knecht dir fluchen. ²² Denn dein Herz weiss, dass du andern auch oftmals geflucht hast. ²³ Solches alles habe ich versucht mit Weisheit. Ich gedachte, ich will weise sein; sie blieb aber ferne von mir. ²⁴ Alles, was da ist, das ist ferne und ist sehr tief; wer will's finden? ²⁵ Ich kehrte mein Herz, zu erfahren und erforschen und zu suchen Weisheit und Kunst, zu erfahren der Gottlosen Torheit und Irrtum der Tollen, ²⁶ und fand, dass bitterer sei denn der Tod ein solches Weib, dessen Herz Netz und Strick ist und deren Hände Bande sind. Wer Gott gefällt, der wird ihr entrinnen; aber der Sünder wird durch sie gefangen. ²⁷ Schau, das habe ich gefunden, spricht der Prediger, eins nach dem andern, dass ich Erkenntnis fände. ²⁸ Und meine Seele sucht noch und hat's nicht gefunden: unter tausend habe ich einen Mann gefunden, aber ein Weib habe ich unter den allen nicht gefunden. ²⁹ Allein schaue das: ich habe gefunden, dass Gott den Menschen hat aufrichtig gemacht; aber sie suchen viele Künste. Prediger 7

Ein gutes Gerücht ist besser als gute Gerüche. Die Wörtlein «gut» und «besser» häufen sich hier derart, dass man nach allem bis dahin Gehörten einigermaßen aufhorcht. Es ist wirklich nicht alles schlecht und verdorben in dieser Welt. Sie kann auch in ihrem gefallenen Zustand nicht leugnen, dass es einst hiess: «Und siehe da, es war sehr gut.» Es gibt auf dieser Erde Gutes, weniger Gutes und es gibt Besseres; es gibt Werte und Unwerte, Minderwerte und Mehrwerte. Das heisst, es besteht die Möglichkeit, als Mensch in dieser Welt sein Leben zu leben. Eine Aussage, die für einen Prediger Salomo mehr ein Wunder ist als eine Selbstverständlichkeit. Wie diese Lebenschance aussieht, werden wir im Verlauf dieses siebenten Kapitels, das eine Art Wendepunkt innerhalb des ganzen Buches darstellt, noch erfahren. Zunächst aber führt uns der Prediger, alles bisher Gesagte in einer Zwischenbilanz zusammenfassend, noch

einmal den Zustand dieser Welt vor Augen, um dann in einem deutlich hörbaren 'Dennoch des Glaubens' endgültig das rote Barett einer gut fundierten Lebensbejahung anzuziehen.

Es gibt im Leben des Menschen zwei harte Tatsachen, um die keiner herumkommt. Es sind das zwei «wunde Punkte», weshalb wir es nicht besonders schätzen, wenn man uns dran rührt; sie heissen: Tod und Schuld. Die Denkenden aller Völker haben sich an diesen beiden Problemen ihre Gedanken wund gerieben, und die Gedankenlosen aller Zeiten sind, ob sie wollten oder nicht, über diese Steine des Anstossens gestolpert. Das sind die beiden Pfähle im Fleische der Menschheit: Wir Menschen müssen sterben, und wir verstricken uns in Schuld. Dem Blick des Predigers sind diese beiden Tatsachen nicht verborgen geblieben. Er weiss, dass der Mensch sich in einer Lage befindet, die man als «zwischen Tod und Schuld» bezeichnen kann. Davon eben handelt nun zunächst unser siebentes Kapitel. Es gleicht darin jenem anderen, berühmten, siebenten Kapitel im Brief des Paulus an die Römer, das ebenfalls einen Wendepunkt innerhalb des ganzen Buches darstellt und das im schmerzvollen Ruf gipfelt: «Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus diesem Todesleibe!» Und nun schauen wir unser Kapitel, zunächst dessen Anfang und Ende, etwas sorgfältiger an.

Vom Wissen um die Gewalt des Todes, davon ist nun allerdings der Prediger tief durchdrungen: «Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden». Wenn einer, dann hat er diese Bitte und Mahnung beherzigt. Des Predigers Lebensweisheit ist Todesweisheit, das heisst, er lacht und weint, beides ist ihm gar wohl vertraut, aber das Weinen kommt bei ihm voran: «Der Tag des Todes ist besser denn der Tag der Geburt. Es ist besser, ins Klagehaus gehen, denn ins Trinkhaus. Es ist das Trauern besser als das Lachen. Das Herz der Weisen ist im

Klagehausa, und das Herz der Narren im Hause der Freude. Es ist besser, das Lamentieren der Weisen zu hören, denn den Gesang der Narren. Denn das Lachen der Narren ist wie das Krachen der Dornen unter den Töpfen» (1-6). Ich habe letzten Sommer in den Freibergen einem Augustfeuer beigewohnt, das die Bauernsöhne aus lauter Heckendornen aufgeschichtet hatten; dabei hat man vom hohlen höllischen Krachen brennender Dornen einen Begriff bekommen können. Wenn aber die Weisheit des Predigers Todesweisheit ist, dann ist sie nicht zu verwechseln mit Schwermut, so wenig es Schwermut ist, wenn Christus sagt: «Selig seid ihr, die ihr hier weinet, denn ihr werdet lachen», und umgekehrt: «Wehe euch, die ihr hier lachtet, ihr werdet weinen» (Lukas 6). Wenn diesem Prediger das Weinen vorankommt, dann nicht, weil er ein «Gränni» (weinerlicher Mensch) ist, sondern weil ihm das Weinen sachgemässer scheint, den Verhältnissen entsprechender, darum nicht nur aufrichtiger, sondern einfach richtiger. In dieser Welt, über der ein Raureif des Todes liegt, gibt es legitimerweise eine göttliche Traurigkeit. Von ihr weiss der Prediger etliches.

Wenn so der Prediger am Eingang des Kapitels auf die Tatsache des Todes hinweist, so gegen den Schluss auf die Schuld. Sein letztes Wort ist dafür bezeichnend: «Ich habe gefunden, dass Gott den Menschen aufrichtig gemacht hat; aber sie suchen viele Künste» (29). Matthias Claudius stand offensichtlich unter dem Eindruck der Lektüre unseres Kapitels, als er in seinem bekannten Abendlied die Strophe dichtete: «Wir stolzen Menschenkinder / sind eitel arme Sünder / und wissen gar nicht viel. / Wir spinnen Luftgespinste / und suchen viele Künste / und kommen weiter von dem Ziel.» Ja die Erkenntnis unserer allgemeinen Sündhaftigkeit, wie sie dem Prediger hier geschenkt ist, mutet einen geradezu neutestamentlich-evangelisch an. Man meint fast Paulus selber zu hören, wenn es hier heisst: «Denn es ist

kein Mensch auf Erden so gerecht, dass er Gutes tue und nicht sündige» (20). Etwas mit Mühe folgt man nun allerdings dem Prediger, wenn er diese allgemeine Sündhaftigkeit nun etwas gar ungleich auf die Geschlechter verteilt sieht. Wenn er hier von der Frau sagt: «Ich fand, dass bitterer sei denn der Tod ein solches Weib, dessen Herz Netz und Strick ist und deren Hände Bande sind. Wer Gott gefällt, der wird ihr entrinnen. Aber der Sünder wird durch sie gefangen» (26). Er redet da wohlverstanden nicht von einer Dirne, sondern von der Frau ganz allgemein. Man wird dabei an gewisse Ausdrücke aus heidnischem und jüdischem Gedankengut erinnert. Die Heiden sagen, es gebe drei Übel, die besonders schlimm seien, nämlich das Feuer, das Wasser, und das Weib. Die Juden zählen 14 Hauptübel auf, Übel Nummer 13 heisst Tod, und das 14., schlimmer als der Tod, ist das Weib. Man hat versucht, das harte Wort des Predigers so einzuschränken, dass man sagte, das gelte vor allem dann für die Frau, wenn sie, ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet, aus der Wohnstube herausgeholt und in die Regierungsgeschäfte mit hinein verwickelt werde; aber dagegen kann man sich mit Fug und Recht sofort fragen: Sind denn die Regierungsgeschäfte etwa für den Mann ungefährlich? Und wenn der Prediger sagt, unter tausend habe er kein Weib gefunden, dann ist das nicht besonders schmeichelhaft. Aber ist es etwa schmeichelhaft für uns Männer, wenn er von uns sagt: «Unter tausend habe ich einen einzigen Mann gefunden» (28) — für den Fall, dass man nicht etwa gar sich selber für diese eine rühmliche Ausnahme hält? Mag in solchen Vergleichen ein Körnlein Wahrheit stecken; Luther hat hier sicher recht, wenn er einwendet: «Was das Wirken des Heiligen Geistes und der Gnade anbetrifft, da ist Gottes Werken und Mirakeln kein Mass zu setzen.» Vielleicht hat Winston Churchill an diese Gnade gedacht, die auch einer Frau gegeben werden kann, wenn er während dunkelster

Jahre einmal ins Radio hinein sagte, es scheine ihm, auf dem ganzen europäischen Kontinent gebe es bald nur noch einen einzigen Mann, und der sei eine Frau. (Er meinte damit die wackere Königin von Holland während der Besetzungszeit.) Auch eine begnadete Frau kann einmal in Regierungsgeschäften «den Mann stellen». Im Blick auf die Stimme der gesamten Heiligen Schrift ist da zu bemerken: Gewiss kam die Sünde durch eine Frau in die Welt, aber auch der Erlöser. Gewiss gibt es schöpfungsgemässe Unterschiede zwischen Mann und Weib, aber eben gerade nicht Wertunterschiede, wie das die bittere und ungerechte Weisheit der Weisen dieser Welt immer wieder wahrhaben will. In dem einen, in Sünde und Gnade, just gerade hier «ist kein Unterschied, denn sie mangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht, aus seiner Gnade» (Römer 3). Und ausdrücklich was die Gnade anbetrifft, heisst es: «Hier ist weder Mann noch Weib — sondern ihr seid allzumal einer in Christo Jesu» (Gal. 3). Man hat den Eindruck, die Vorbehalte des Predigers der Frau gegenüber seien nicht Äusserungen von letztem Gewicht, sondern auf dem Hintergrund jener andern Aussagen zu beurteilen, die unterschiedslos beiden Geschlechtern gelten. Dass Gott den Menschen aufrichtig erschaffen hat, das billigt der Prediger auch der Frau zu. Und wenn er feststellt, dass «sie viele Künste suchen», dann meint er damit auch die Männer. «Und es ist kein Mensch so gerecht auf Erden, dass er Gutes tue und nicht sündige», das gilt von Mann und Weib. So jedenfalls ist aufs grosse und ganze gesehen des Menschen Lage in dieser Welt, wie sie der Prediger am Eingang und am Ende dieses siebenten Kapitels noch einmal zusammenfassend beschreibt: Der Mensch steht zwischen Tod und Schuld.

Man fragt sich nun mit Recht: Ist solch ein Leben zwischen Tod und Schuld nicht unsagbar trostlos und traurig? Ist ein Leben in solcher Lage noch lebenswert? Ja, ist es über-

haupt möglich? Und das ist nun das recht eigentlich Erstaunliche und Überwältigende, dass der Prediger eine Möglichkeit des Lebens und der Gestaltung des Daseins sieht, dass ihm das Leben nicht, wie man erwarten und befürchten könnte, wie ein hoffnungsloses Körnlein zwischen den zwei Mühlsteinen (Schuld und Tod) zerquetscht wird. Gewiss, es ist eine begrenzte Möglichkeit. Aber wer sich in diese Schranken fügt, der kann hier tatsächlich leben. Es ist einem mehr als nur eine Überraschung, man möchte regelrecht erleichtert aufatmen darüber, dass der Prediger auch in diesem hochgefährdeten Zwischenfeld zwischen Schuld und Tod nicht aufhört, den Sinn des Lebens kräftig zu bejahen. Die Lebensweisheit, auch wenn sie eine Schuld-und-Todes-Weisheit sein muss, weiss er durchaus zu schätzen: «Weisheit ist gut» (11) — könnte man es schöner und deutlicher sagen? Er vergleicht sie mit dem Geld, das auch nicht zu verachten sei. Beides, Weisheit und Geld, kann einem, wie er recht orientalisch empfunden sich ausdrückt, Schatten bieten: «Weisheit ist gut mit einem Erbgut und hilft, dass sich einer der Sonne freuen kann. Denn wie Weisheit beschirmt, so beschirmt Geld auch; aber die Weisheit gibt das Leben dem, der sie hat» (11-12). An anderer Stelle sagt er von ihr geradezu, sie sei mehr wert als die Gunst von zehn Gewaltigen in einer Stadt: «Die Weisheit stärkt den Weisen mehr denn zehn gewaltige, die in der Stadt sind» (19). So gut hat Gott die Welt erschaffen, dass sie, wenn auch von Schuld und Tod gezeichnet, noch manche, wenn auch gedämpfte, Schönheit bietet. So mächtig ist die erhaltende Geduld und Gnade Gottes, dass das Leben nicht einfach eine Nacht sein muss, da alle Katzen grau sind und da alle Leute graue Hüte tragen, nein, nein, der liebe Gott hat den Menschenkindern die Freude am roten Barett gelassen, es blüht noch manches Blümlein am Wegrand, es pfeift noch manches Vögelein im Hag, und die Sonne hat nicht aufgehört zu scheinen:

«Siehe an die Werke Gottes; denn wer kann das schlicht machen, was er krümmt? Am guten Tag sei guter Dinge, und den bösen Tag nimm auch für gut; denn diesen schafft Gott neben jenem, dass der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist» (13-14).

Und nun ist man einigermassen gespannt zu vernehmen, wie denn diese beschränkte Lebensmöglichkeit, die Gott in seiner Güte den Menschenkindern noch gewährt, etwa aussehen mag. Der Prediger nennt zwei Bedingungen, unter denen es sich hier auf Erden leben lässt; sie heissen Geduld und Demut, Demut und Geduld. Dass man geduldig sei, davon handeln die Verse 7-15 in diesem Kapitel: «Ein geduldiger Geist ist besser als ein hochfahrender Geist» (8). Pressieren, Nichtwartenkönnen hat etwas Gewalttätiges an sich: «Ein Widerspenstiger (wörtlich ein Erpresser!) macht einen Weisen unwillig und verderbt ein mildtätig Herz» (17). Ein ungeduldiger, gewalttätiger Mensch richtet unabsehbaren Schaden an, nicht nur an mildtätigen, sondern an Menschenherzen überhaupt. In der Tat, wann ist man im besten Zug, Unrecht zu tun? Doch dann, wenn der Pressierteufel einen reitet, wenn du nicht Zeit hast, einem anderen ruhig zuzuhören, wenn du ihn nicht sich aussprechen und erklären lässt. Wann werden Kinderseelen zertreten? Wenn der Vater, und gar die Mutter, keine Zeit für sie hat. Ungeduld ist derart zerstörend, dass man nicht einmal imstande ist, einen Gang durch die Berner Lauben zu geniessen, wenn man pressiert ist, und das gehört doch schliesslich auch zum Leben in dieser Stadt. Dass der Pressiergeist ein Gewaltgeist ist, das zeigt sich auch darin, dass er Zorn anrichtet. Man höre die Schimpfworte und Flüche, wenn es auf der Strasse ums Vorfahren geht, so dass man da oft den Eindruck nicht los wird, auf der Verkehrsstrasse sei jeder des anderen Feind. Und wann fängt es im Geschäft jeweilen an zu gifteln und zu fluchen? doch dann, wenn's pressiert. Darum «sei nicht schnellen

Gemüts, zu zürnen; denn Zorn ruht im Herzen eines Narren» (9). Um zu leben, muss man warten können. Vorab in allem, was gut werden soll in dieser Welt, braucht es Geduld. Jeder Bauer weiss es, dass auf den Feldern das böse Unkraut ein rascheres Wachstum hat als die edleren Gewächse. Wer nicht warten mag, weil «gut Ding Weile haben muss», der verzweifelt am Guten, sieht nur noch das Schlechte, lässt keinen guten Faden mehr an der Gegenwart und begehrt schliesslich gar die Dummheit zu meinen, früher sei alles besser gewesen, wie wenn die Welt je seit dem Sündenfall eine andere Welt gewesen wäre als eben die Welt zwischen Tod und Sünde. Darum: «Sprich nicht, was ist's, dass die vorigen Tage besser waren als diese? Du fragst solches nicht weislich» (10). Es ist eine Binsenwahrheit, aber heute geht es um Binsenwahrheiten, weil wir sie vergessen haben: Zum Leben braucht es Geduld.

Der Geist der Ungeduld vergeht sich aber nicht nur gegen die Mitmenschen, er richtet sich im Grunde gegen Gott, seine Schickungen und Verfügungen. Es ist schon unanständig, wenn man am Billettschalter aus der Reihe drückt — erst recht Gott gegenüber aus der Reihe drängen und nicht annehmen wollen, was er verfügt, sich nicht schicken wollen in die Zeiten! Auch da gilt es, geduldig sich drein zu schicken, auch wenn es einen hundertmal dünkt, jetzt gehe es schief, und wenn man es selber gemacht hätte, wäre es besser herausgekommen als beim lieben Gott. Gottes Wege können in unseren Augen krumm sein, aber auch wenn sie indirekt sind, führen sie doch am raschesten zum Ziel, und wer da wie in den Bergen «Abkürzungen» nehmen will, wird oft genug erfahren, dass es Abirrungen waren: «Wer kann das schlicht machen, was er krümmt?» (13). Nimm an, der Reihe nach, was Gott dir schickt. Wo steht denn geschrieben, dass es immer Schicksalsschläge sein müssen? Der Prediger weiss auch von sonnigen Tagen: «Am guten Tag sei guter Dinge, und den bösen nimm auch

für gut; denn diesen schafft Gott neben jenem, da der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist» (14). Ja, dass er «nicht wissen soll, was künftig ist»! Auch wenn das Leben Rätsel aufgibt, auch wenn es geht, wie es hier heisst: «Da ist ein Gerechter, und geht unter in seiner Gerechtigkeit, und ist ein Gottloser, der lange lebt in seiner Bosheit» (16) — dann sag nicht zu hurtig: Was ist das für ein Gott! Gott hat Zeit. Er spricht das letzte Wort, und du sollst die Akten nicht zuklappen, bevor er sie majestätisch schliesst. Dieser ständige Kritisier- und Ungeduldsgeist Gott gegenüber ist vom Teufel. Wenn der Prediger eingangs bemerkt «es ist das Ende der Dinge besser als deren Anfang», dann meint er damit kaum nur «was lange währt, kommt endlich gut», oder «Ende gut, alles gut», dann meint er doch wohl auch schon etwas von dem, was Christus der Gemeinde zumutet, dass sie mitten in Trübsalen, Ängsten und Verfolgungen dieser Zeit und Welt «drunter bleibe», das Kreuz trage in Geduld. Wer da zwischen Tod und Schuld «beharret bis ans Ende, der wird gerettet werden».

So sieht der Prediger die Möglichkeit sinnvoller Lebensgestaltung in der Geduld. Zur Geduld fügt er nun noch die Demut, die Demut, die tapfer und entschlossen zu unseren menschlichen Unzulänglichkeiten steht. Hierher gehört die beinahe ergötzliche Mahnung, dass man nicht allzu gwundrig hinhöre, was der Knecht über einen plaudere, denn, genau genommen («Hand aufs Herz!»), habe man ja selber auch schon über ihn geklatscht: «Gib auch nicht acht auf alles, was man sagt, dass du nicht hören müssest deinen Knecht dir fluchen. Denn dein Herz weiss, dass du andern auch oftmals geflucht hast» (21-22). Noch deutlicher aber ist diese schlicht demütige Haltung in den Worten: «Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, dass du dich nicht verderbest. Sei nicht allzu gottlos und nicht allzu töricht, dass du nicht sterbest zur Unzeit» (16-17). Dass man nicht allzu dumm tun und nicht allzu gottlos sich gebärden soll,

weil das immerhin gewisse Gefahren in sich birgt, das begreift man; aber kann man allzu gerecht und allzu weise sein? Jawohl, man kann geistlich hochmütig sein, und Hochmut kommt vor dem Fall. Es gibt solchen Vollkommenheitsdünkel ja nicht nur in seiner religiös-sektenhaften Form, sondern auf jedem Gebiet menschlichen Verhaltens. Zu hoch beladen, fällt das Fuder um. Allzu fein gesponnen, reißt der Faden, und allzu gut gespitzt, bricht der Bleistift ab. Und wo das Kind sich nicht mit einem Apfel begnügt, sondern gleich deren drei ergreifen will, lässt es sie alle fallen. Es gibt mehr Menschen als wir meinen, die allzu gerecht und allzu weise sind. Man kann beispielsweise die Anforderungen, die man an sich stellt, so hoch schrauben, dass man schliesslich vor lauter Angst, einen Fehler zu begehen, überhaupt nichts tut. Wer in einer Welt der Sünde und des Todes auf irgendeinem Gebiet, sei es in der Wirtschaft oder in der Politik oder auf dem Felde der Humanität, mitgestalten und mittun will, der muss den Mut zur Unvollkommenheit aufbringen. Wer da allzu gerecht und allzu weise ist, der wird am Wegrand des Lebens stehen bleiben, ewiger Zuschauer sein, wird ständig derjenige sein, der es besser gewusst und besser getan hätte, und verfällt so der Lächerlichkeit. Darum gib in aller Demut zu, dass, wo gehobelt wird, Späne fliegen. Ich meine, dieser Hochmut sei neben dem Pressiergeist eine andere tiefe Not unserer Tage. Wir sind ganz allgemein ein Geschlecht geworden, das sich überfordert, ein Geschlecht, das zu viel will, sich zu viel zumutet. Nicht nur der Mensch ist überfordert, so dass Erschlaffungs- und Erschöpfungsercheinungen immer häufiger in Erscheinung treten, sogar den Erdboden haben wir überfordert, so dass er anfängt, sich gegen diese masslose Ausbeutung zu wehren. Ein Geschlecht, das von «unbegrenzten Möglichkeiten» spricht, übertreibt, Übertreibung aber ist unweise. In einer Welt des Todes und der Schuld gibt es eine Möglichkeit des Lebens,

aber diese ist nun eben begrenzt. Das ist die Weisheit des Predigers.

Zuletzt bereitet uns der Prediger noch eine Überraschung besonderer Art. Zwar ist die Lebensweisheit, die er gefunden hat, gut, ja es ist, will uns dünken, die bestmögliche. Aber er denkt nun auch nicht im Schlaf daran, diese Weisheit zu überschätzen; auch sie erscheint ihm als Stückwerk. «Solches alles», hören wir ihn schliesslich sagen, «habe ich versucht mit Weisheit. Ich gedachte, ich will weise sein», und er fügt dann hinzu, «sie blieb aber ferne von mir. Alles, was da ist, das ist ferne und ist sehr tief. Wer will's ergründen?» (23-24). Ferne, ferne, tief, unergründlich tief! Nein, nein, der Prediger wird nicht ein kleiner Könner, wird nicht ein Mann des selbstzufriedenen Mittelweges, gerade das nicht! Er verfängt sich nicht im Selbstgenügen seiner Leistungen und Verwirklichungen, wird kein bornierter Praktiker, der es erreicht hat. Die Weisheit, die er entdeckt hat, ist kein handliches Rezept, das man nur anzuwenden braucht, und man hat's heraus. Er hat's versucht, Weisheit zu üben, «sie blieb aber ferne von mir». «Alles, was da ist, das ist ferne und sehr tief.» Damit tritt der Prediger ein in die heilige Reihe jener Männer, von denen der Hebräerbrief uns zeugt und sagt: «Sie alle sind gestorben im Glauben und haben die Verheissungen nicht empfangen, sondern sie von ferne gesehen und sich ihrer getröstet und bekannt, dass sie Gäste und Fremdlinge auf Erden wären» (Hebr. 11). Es gibt eine sinnvolle Lebensmöglichkeit; aber der tiefe Sinn des Lebens ist, dass er seine Grenze an den Verheissungen Gottes hat, und alle Verheissungen gipfeln und zentrieren in Jesus Christus. So gilt es denn, mit dem Prediger Salomo mannhaft und getrost ein Pilger, Gast und Fremdling zu sein, den Blick in die Ferne nicht zu verlieren, Ausschau zu halten nach dem Ende aller Schranken, nach dem Ende aller Schuld und allen Todes — nach dem Erlösungstag.

«Die Weisheit erleuchtet des Menschen Antlitz»

¹ *Wer ist wie der Weise, und wer kann die Dinge auslegen? Die Weisheit des Menschen erleuchtet sein Angesicht; aber ein freches Angesicht wird gehasst.* ² *Halte das Wort des Königs und den Eid Gottes.* ³ *Eile nicht, zu gehen von seinem Angesicht, und bleibe nicht in böser Sache; denn er tut, was er will.* ⁴ *In des Königs Wort ist Gewalt; und wer mag zu ihm sagen: Was machst du?* ⁵ *Wer das Gebot hält, der wird nichts Böses erfahren; aber eines Weisen Herz weiss Zeit und Weise.* ⁶ *Denn ein jeglich Vornehmen hat seine Zeit und Weise; denn des Unglücks des Menschen ist viel bei ihm.* ⁷ *Denn er weiss nicht, was geschehen wird; und wer will ihm sagen, wie es werden soll?* ⁸ *Ein Mensch hat nicht Macht über den Geist, den Geist zurückzuhalten, und hat nicht Macht über den Tag des Todes, und keiner wird losgelassen im Streit; und das gottlose Wesen errettet den Gottlosen nicht.* ⁹ *Das habe ich alles gesehen, und richtete mein Herz auf alle Werke, die unter der Sonne geschehen. Ein Mensch herrscht zuzeiten über den andern zu seinem Unglück.* ¹⁰ *Und da sah ich Gottlose, die begraben wurden und zur Ruhe kamen; aber es wandelten hinweg von heiliger Stätte und wurden vergessen in der Stadt die, so recht getan hatten. Das ist auch eitel.* ¹¹ *Weil nicht alsbald geschieht ein Urteil über die bösen Werke, dadurch wird das Herz der Menschen voll, Böses zu tun.* ¹² *Ob ein Sünder hundertmal Böses tut und lange lebt, so weiss ich doch, dass es wohl gehen wird denen, die Gott fürchten, die sein Angesicht scheuen.* ¹³ *Aber dem Gottlosen wird es nicht wohl gehen; und wie ein Schatten werden nicht lange leben, die sich vor Gott nicht fürchten.* ¹⁴ *Es ist eine Eitelkeit, die auf Erden geschieht: es sind Gerechte, denen geht es, als hätten sie Werke der Gottlosen, — und sind Gottlose, denen geht es, als hätten sie Werke der Gerechten. Ich sprach: Das ist auch eitel.* ¹⁵ *Darum lobte ich die Freude, dass der Mensch nichts Besseres hat*

unter der Sonne denn essen und trinken und fröhlich sein; und solches werde ihm von der Arbeit sein Leben lang, das ihm Gott gibt unter der Sonne. ¹⁶ *Ich gab mein Herz, zu wissen die Weisheit und zu schauen die Mühe, die auf Erden geschieht, dass auch einer weder Tag noch Nacht den Schlaf sieht mit seinen Augen.* ¹⁷ *Und ich sah alle Werke Gottes, dass ein Mensch das Werk nicht finden kann, das unter der Sonne geschieht; und je mehr der Mensch arbeitet, zu suchen, je weniger er findet. Wenn er gleich spricht: «Ich bin weise und weiss es», so kann er's doch nicht finden. Prediger 8*

Gleich am Eingang dieses Kapitels steht etwas derart Schönes, dass es verwunderlich wäre, wenn nicht Verlangen darnach entstände; es heisst hier wörtlich: «Die Weisheit erleuchtet des Menschen Antlitz, und die Härte seines Angesichts verwandelt sich» (1). Was finstere Gesichter und harte Blicke sind, das wissen wir leider nur zu gut. Wenn man zu den Zeiten, da wir auf die Arbeit gehen und von der Arbeit zurückkommen, am Morgen, am Mittag oder Abend, den Menschen in die Gesichter schaut, dann fällt einem auf, wie gespannt, wie hart und finster wir Menschen doch aussehen können! Und nun steht hier das gewaltige Wort: «Die Weisheit erleuchtet des Menschen Antlitz, und die Härte des Angesichtes wandelt sich.» Nicht nur die Augen leuchten, nein, unter dem Einfluss der Weisheit kommen die ganzen Gesichter zum Strahlen. Kein Wunder, preist der Prediger am Eingang den Weisen als einen, neben dem es auf Erden nicht seinesgleichen gibt: «Wer ist wie der Weise?» (1). Wenn aber die Weisheit der Menschen Gesichter zu lockern, zu mildern und zu erheitern vermag, wer möchte dann nicht ein Weiser sein! Man denke jetzt nicht zu sehr ans Gesicht der Frau oder des Nachbarn, man denke an sein eigenes — wen hungert nicht nach leuchtenden Menschengesichtern in dieser Welt!

Es muss aber schon eine besondere Bewandnis haben um eine Weisheit, der man eine derart starke Wirkung zu-

schreibt. Man begreift eigentlich nicht recht, wie einige Ausleger ausgerechnet hier ein Wort des römischen Dichters Ovid anführen können, das lautet: «Die Wissenschaft verfeinert die Sitten und lässt sie nicht roh sein.» Mag es in Einzelfällen und bis zu einem gewissen Grade stimmen, dass Wissenschaft den Menschen verfeinert und vor Rohheit bewahrt, so vermögen wir doch nicht mehr so optimistisch zu reden, was die charakterbildende Wirkung des Wissens anbetrifft. Wir haben zu viel wissenschaftlich unterbaute, begutachtete und betriebene Brutalität der Gesinnung und des Verhaltens gesehen. Aber ganz abgesehen von diesen unseren desillusionierenden Erfahrungen sagt es der Prediger deutlich genug, dass er hier eben gerade nicht von unserem menschlichen Wissen redet. Die Weisheit, von der er hier sagt, sie verwandle und erleuchte des Menschen Antlitz, kann man gerade nicht wie das Wissen erwerben, sie hängt gerade nicht ab vom Gewicht des Schulsacks, von der Schwierigkeit bestandener Examen, von der Anzahl abgessener Semester und erworbener Titel. Eine Weisheit, welche die Kraft des Wunders in sich trägt, kann niemals Leistung sein. Es ist die Weisheit des Glaubens; hier gilt: «Den Weisen und Klugen ist es verborgen, aber den Unmündigen ist es offenbart.» Ja, hier stellt in voller Geltung, was der Prediger dann am Schluss dieses Kapitels sagt: «Je mehr der Mensch arbeitet, sie zu suchen, je weniger er sie findet» (17). «Und wenn einer weder Tag noch Nacht den Schlaf sieht mit seinen Augen», so ist es den Menschen dennoch unmöglich, Gottes Tun und Lassen zu ergründen (16). «Wenn er gleich spricht: Ich bin weise und weiss es, so kann er's doch nicht finden» (17). Um die Weisheit des Glaubens, von der hier der Prediger redet, kann man nur bitten. Wer da bittet, der wird eines Tages einstimmen in den Ruf: «O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und

unerforschlich seine Wege» (Römer 11). Was nach der Aussage des Predigers die Gesichter der Menschen zu erleuchten vermag, ist etwas von dem, was uns im Buch vom Auszug über Moses berichtet wird: Wenn dieser jeweils im Offenbarungszelt gewesen und in stundenlangem Gebet vor Gott gelegen hatte, und wenn er dann aus dem Zelt wieder ans Tageslicht herauskam, dann war jeweils ein Leuchten auf seinem Gesicht zu sehen. Etwas in der Nähe dieses Geschehens meint hier der Prediger, wenn er sagt: «Die Weisheit erleuchtet des Menschen Antlitz, und die Härte seines Angesichtes wandelt sich.»

Aus allen Fragen ist es nun vor allem eine, die das Menschenherz beschwert, so dass es verhärtet wird, den Blick hart macht und die Gesichter finster: Es ist die eine Frage, die einen Hiob oft bis an den Rand der Verzweiflung brachte, die den Mann des 37., 49. und 73. Psalmes umtrieb, die den Propheten Habakuk nicht in Ruhe lässt und die den Prediger immer wieder begleitet und nun in diesem achten Kapitel auf eine Antwort drängt: Es ist die Frage nach Gottes Weltregiment, nach einer sittlichen Weltordnung, nach dem gerechten Gott. Und da ist nun die Antwort, die der Prediger findet, interessant. Er sah im Leben Gerechte, denen erging es, als hätten sie Werke der Gottlosen, es erging ihnen so miserabel, als hätten sie für weisse wie schwere Sünden zu büßen. Und umgekehrt sah er Gottlose, denen erging es, als hätten sie Werke der Gerechten. «Es ist eine Eitelkeit, die auf Erden geschieht: es sind Gerechte, denen geht es, als hätten sie Werke der Gottlosen — und sind Gottlose, denen geht es, als hätten sie Werke der Gerechten. Ich sprach: Das ist auch eitel» (14). Sie bekamen nicht nur die Strafe nicht für ihr gottloses Treiben, sondern sie erhielten obendrein noch eine Ermunterungsprämie. Ist das Gerechtigkeit? Wo ist da Gott? Es ist also nicht nur so, dass er keine Gerechtigkeit sieht, sondern umgekehrt, wo er Umschau hält, da sieht er Ungerechtig-

keit. Und nun mag sich ein naives Gemüt damit trösten, dass wir wenigstens im Tode dann einmal alle gleich seien. Für einen Mann wie den Prediger aber ist das kein Trost. Sein unbestechlicher Blick hat doch genau gesehen, wie es um die Gleichheit der Menschen im Tode bestellt ist. Es ist doch nicht zu übersehen, wie gerade bei Anlass von Begräbnissen die Frage nach Gerechtigkeit besonders aufreizend sich stellt. Da empfindet der Prediger ähnlich wie Christus im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus. Gerade das Begräbniswesen aller Zeiten verrät besonders wenig sittliche Weltordnung, steht doch die Anzahl der Kränze, die Länge der Zeitungsnachrufe, der Leichenreden und des Trauergeleites oft genug im umgekehrten Verhältnis zur sittlichen Haltung des Verblichenen. Das ist dem Prediger nicht entgangen: «Und da sah ich Gottlose, die begraben wurden und zur Ruhe kamen. Aber es wandelten hinweg von heiliger Stätte und wurden vergessen in der Stadt die, so gerecht getan hatten» (10). So mag er das Leben absuchen wie er will, er vermag von der Wiege bis zur Bahre keine sittliche Weltordnung zu sehen.

Diese Feststellung ist es, die so viele Blicke hart, so manches Gesicht finster macht. Die Leute ziehen daraus jeweilen den Kurzschluss: Also nützt es ja doch nichts, sich um einen einigermassen anständig geführten Lebenswandel zu bemühen. Wenn der Lügner und der Schelm Erfolg haben, warum dann nicht auch lügen und betrügen? Ich vergesse nie das gallige Lachen jenes alten Metzgermeisters, der nach einem Leben voll Mühe und Arbeit durch die Schlechtigkeit von Mitmenschen in seinen alten Tagen noch um ein Haar an den Bettelstab gekommen wäre und der dann jahrelang, bis zu seinem Tod, jedes seiner Gespräche in dem Sprüchlein gipfeln liess: «Ehrlich währt am längsten, und wer nicht stiehlt, der kommt zu nichts.» Oder wer hört nicht auch dort den Unterton solcher Verzweiflung an Gottes Regiment heraus, wo jeweilen unsere

Jugend das Galgenliedlein vom Regenwurm anstimmt, der «manchmal krumm ist, manchmal auch gerade»! Kann eine Jugend, die so viel Unrecht geschaut hat, anders, als mit bitterem Galgentrotz den Kehrreim anstimmen: «Stumpfsinn, Blödsinn, du mein Vergnügen, Stumpfsinn, Blödsinn, du mein Verdruß!»

Diese Gefahr der Härte und Bitterkeit ist vom Prediger durchschaut: «Weil nicht bald geschieht ein Urteil über die bösen Werke, dadurch wird das Herz der Menschen voll, Böses zu tun» (11). Die Tatsache, dass Gott nicht sofort bar bezahlt, meint manch einer so deuten zu dürfen, als verzichte Gott überhaupt auf Abrechnung, und wird dadurch zum Bösen ermuntert. Aber da hebt der Prediger den Finger hoch. Zwar sieht er keine Gerechtigkeit, zwar stellt er lauter Ungerechtigkeit fest, aber er glaubt an Gott und er glaubt an Gerechtigkeit, es geht da um den Glauben, und zwar ist es der Glaube, von dem Christus dem Thomas sagt: «Dieweil du mich gesehen hast, glaubst du; aber selig sind die, welche nicht sehen und doch glauben.» Der Prediger glaubt doch, hat sich zum Dennoch des Glaubens durchgerungen. Der Glaube sagt ihm, dass Gott nicht nach dem Schnellverfahren richtet und vergilt, Gott liebt nicht standrechtliche Justiz. «Gottes Mühlen mahlen langsam» — aber sie mahlen: «Ob ein Sünder hundertmal Böses tut und lange lebt, so weiss ich doch, dass es wohl gehen wird denen, die Gott fürchten, die sein Angesicht scheuen. Aber den Gottlosen wird es nicht wohl gehen, und wie ein Schatten werden nicht lange leben, die sich vor Gott nicht fürchten» (12-13). Diese Weisheit des Dennochglaubens verleiht dem Menschen einen klaren Blick, so dass er durch den verwirralichen Nebel hindurchzuschauen vermag, und es ist ein Hindurchschauen auf das Ende hin: Gott hat das letzte Wort in allen Dingen.

Dieser gottesfürchtige Glaube an eine Gerechtigkeit, auch wenn er sie jetzt noch nicht zu sehen vermag, ist von

gewaltiger Lichtkraft und bewirkt, dass der Prediger nun tatsächlich des Lebens froh werden kann. Er muss nicht, wie man das an Menschen, die im Leben schwer und ungerechterweise «durch den Kakao gezogen wurden», häufig beobachtet, verbittern, muss nicht sauer sehen und anfangen, mit zynischen Bemerkungen um sich zu werfen, er darf das rote Barett anbehalten, muss es nicht mit dem grauen Hut der Weltverachtung vertauschen. Er muss auch nicht mit gotteslästerlichen Redensarten die Seelen seiner Umgebung infizieren. Die Weisheit des Glaubens hat tatsächlich sein Antlitz so zum Leuchten gebracht, dass wir ihn sagen hören: «Darum lobte ich die Freude, dass der Mensch nichts Besseres hat unter der Sonne denn essen und trinken und fröhlich sein. Und solches werde ihm von der Arbeit sein Leben lang, das ihm Gott gibt unter der Sonne» (15). Nein, nein, die Sonne ist diesem Mann nicht untergegangen, sein Antlitz leuchtet, und weil er glaubt, behält er trotz das rote Barett auf dem Kopf und vertauscht es nicht mit dem grauen Hut der Menschenverachtung.

Diese Freude bei solchem Scharfblick und trotz solcher Anschauung und Erfahrung ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, in welcher Zeit der Prediger lebt. Es war im 18. Jahrhundert, als es Menschen gab, die jubeln konnten, «die Welt ist die beste der Welten» und «es ist eine Lust zu leben». Aber der Prediger lebt nicht auf solch einem weltanschaulichen Wellenberg. Er lebt in einer Zeit, da das Unrecht sich in jener merkwürdigen Weise zusammenballt und zusammenblockt, weil es kalt ist und weil die Verhältnisse anfangen, zu Stein und Bein zu gefrieren; das sind jene seltsamen Zeiten, da längst vorhandenes Unrecht überhand nimmt, das sind die Tage der Tyrannen. Der Prediger beschreibt hier einen König, der mit despotischer Gewalt regiert: «Das Wort des Königs hat Gewalt» (4). Er duldet von keiner Seite auch nur den geringsten Widerspruch: «Und wer mag zu ihm sagen: Was machst du?» (4).

Ja er ist überzeugt, dieser Mann herrscht zum Unglück des Volkes, ist eine Art Landesunglück: «Ein Mensch herrscht zuzeiten über den anderen zu dessen Unglück» (9).

Was ist in einer solchen Zeit zu tun, da das Unrecht selber regiert und das personifizierte Landesunglück auf dem Throne sitzt? Vermag da die Weisheit des Glaubens auch noch zu leuchten? Oder ist es dann ganz finster geworden? Der Rat, den der Prediger aus seinem Glauben heraus erteilt, ist interessant. Er rät ein Zwiefaches, man möchte beides in ein und demselben Atemzug aussprechen können, weil beides zusammengehört. Zuerst stellt er fest, dass auch der Tyrann eine von Gott verordnete Obrigkeit ist, der man untertan sein soll. Ja er rät ausdrücklich davon ab, solch einer schlechten Obrigkeit den Eid zu brechen und revolutionären Umsturz anzustreben. Er rät zunächst zum Ausharren auch unter dem ungerechten König: «Halte das Wort des Königs und den Eid Gottes. Eile nicht, zu gehen von seinem Angesicht, und bleibe nicht in böser Sache; denn er tut, was er will. In des Königs Wort ist Gewalt; und wer mag zu ihm sagen: Was machst du? Wer das Gebot (dieses Königs) hält, der wird nichts Böses erfahren. Das habe ich alles gesehen, und richtete mein Herz auf alle Werke, die unter der Sonne geschehen. Ein Mensch herrscht zuzeiten über den anderen zu dessen Unglück» (2.5.9). Das ist aber nur ein Teil seines Rates, er fügt sofort einen zweiten hinzu, ohne den der erste falsch wäre, und der lautet nun: Unter keinen Umständen an den Tyrannen und an sein Schreckensregiment glauben! Wer an Gottes Gerechtigkeit glaubt, der glaubt nicht an den Enderfolg des Unrechts. Jeder Gewalttäter aber ist darauf angewiesen, dass die Leute an ihn glauben. Und er findet ja tatsächlich auch immer Leute, mehr als genug, die, solange er Erfolg hat, ihm blindgläubige Gefolgschaft leisten. Wer aber in der Gottesfurcht steht wie unser Prediger, der schaut im Glauben die tönernen Füße allen, noch so erfolgreichen

Unrechts auf Erden. Der Prediger kann sich's deswegen leisten, auf eigene Umsturzpläne zu verzichten, weil er den unfehlbaren Sturz jeglichen Unrechts, als in Gottes Rat beschlossen, voraus weiss. Wenn das Mass voll ist, so überläuft es, und solche Krüge gehen zum Brunnen, bis dass sie brechen. Der Tyrann verfügt nicht über die Dauer seines Regiments. Wenn seine Stunde geschlagen hat, dann schützt ihn keine kugelsichere Scheibe mehr. So wenig man den Geist (andere Übers. Wind) einfangen kann, so wenig man die Todesstunde zu bestimmen vermag, so wenig einer mitten im Krieg Urlaub erhält, genau so wenig rettet das gottlose Wesen den Gewalttäter und so wenig kann der Tyrann wissen, wann seine Stunde vorhanden ist: «Aber eines Weisen Herz weiss Zeit und Stunde. Denn ein jeglich Vornehmen hat seine Zeit und Weise. Denn der Bosheit des Menschen ist viel bei ihm. Denn er weiss nicht, was geschehen wird; und wer wird ihm sagen, was geschehen soll? Ein Mensch hat nicht Macht über den Geist, den Geist zurückzuhalten; und hat nicht Macht über den Tag des Todes, und keiner wird losgelassen im Streit; und das gottlose Wesen errettet den Gottlosen nicht» (5-8). Der Sinn dieser etwas schwer durchschaubaren Worte wäre, kurz zusammengefasst, etwa: «Denn eine Grenze hat Tyrannenmacht.» Die göttliche Gerechtigkeit schläft während einer menschlichen Schreckensherrschaft nicht. Nichts aber könnte einem Tyrannen willkommener sein als Umtriebe, gegen die er, mit einem Schein von Recht, vorgehen könnte, nichts ist ihm umgekehrt unangenehmer, ja unheimlicher, gegen nichts fühlt er sich so hilflos wie gegen Menschen, die still ihre Pflicht tun, aber nicht an ihn glauben. Eine Sache, an welche viele nicht glauben, zerfällt von selbst.

Diese Weisheit gilt nicht nur den grossen, sondern auch den kleinen Despoten des Alltags gegenüber. Es wäre überraschend festzustellen, wo jeder Mensch seinen

persönlichen Tyrannen hat. Es könnte der Ehepartner sein oder der Hausmeister oder der Mit-Mieter, der Vorgesetzte oder der Arbeitskollege. Es könnten aber auch einfach die Verhältnisse sein, die einen seit Jahren in der Zange hielten, oder ein Leiden, oder eine üble Gewohnheit oder das Wetter, sei es die Winterkälte oder — der Föhn. Wer kann sie alle aufzählen, die kleinen Despoten des Lebens! Ihnen allen gegenüber gilt die wahrhaft goldene Regel des Predigers: Sie ertragen, aber nicht an ihre Allmacht glauben. Es gibt nun einmal Lasten im Leben, die zu tragen sind, Brocken, die man schlucken muss, ohne allzu lange dran zu kauen, man glaube nur nicht an ihre Endgültigkeit. Gott ist grösser als sie alle.

So weit geht die Weisheit des Predigers, die ihm die Augen zum Sehen und das Angesicht zum Leuchten brachte, auch in böser Zeit. Eine letzte Weisheit hat nun allerdings der Prediger noch nicht schauen dürfen, und das ist die Weisheit Christi. Wenn einer vor Christus steht, dann könnte es nämlich auf einmal geschehen, dass er, der bisher als unbeteiligter Beobachter der bösen Welt gegenüberstand, in Schwarz-Weiss-Malerei dort das Unrecht, hier das Recht sah, nun plötzlich innewürde, dass er ja am Unrecht der Welt nie nur passiv, immer auch mehr oder weniger aktiv beteiligt sei, und dass, genau genommen, nur ein Einziger allem Welt-Unrecht gegenübersteht, und das ist Er, dessen Angesicht vom Kreuz her in die Welt hereinleuchtet. Leo Tolstoj hat in einer seiner Volkserzählungen von einem Kaufmann gesprochen, der nach einem kurzen jungen Familienglück durch besondere Umstände verdächtigt worden ist, einen schrecklichen Raubmord begangen zu haben. Weil er den Gegenbeweis nicht leisten konnte, wurde er zu lebenslänglichem Zuchthaus verknurrt und schliesslich zur Zwangsarbeit in Sibirien begnadigt. Dieser Kaufman Aksjonoff wurde in Sibirien alt und schneeweiss. Tolstoj beschreibt ihn mit den drei Worten: «Er lachte nie,

sprach wenig, betete oft.» Nach 27jähriger Verbannung kommt eines Tages ein Neuer an. Wie sie am Abend im Kreis herum sitzen und der Neuling einen nach dem andern fragt, aus welcher Ursache er hierher geraten sei, und wie unser unschuldig Verurteilter ans Antworten kommt, sagt dieser zu aller Überraschung: «Um meiner Sünden willen bin ich hier.» Diesem Mann ist offenbar die tiefste Weisheit aufgegangen, und das ist die Weisheit des Kreuzes. Diese allerdings «ist den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit, denen aber, die daran glauben, ist sie eine Gotteskraft». Diese Weisheit des Kreuzes ist von einer Leuchtkraft, die auch eine sibirische Finsternis zu erleuchten vermag.

«Gerechte und Weise und ihre Werke sind in Gottes Hand»

¹ Denn ich habe solches alles zu Herzen genommen, zu forschen das alles, dass Gerechte und Weise und ihre Werke sind in Gottes Hand; kein Mensch kennt weder die Liebe noch den Hass irgendeines, den er vor sich hat. ² Es begegnet dasselbe einem wie dem andern: dem Gerechten wie dem Gottlosen, dem Guten und Reinen wie dem Unreinen, dem, der opfert, wie dem, der nicht opfert; wie es dem Guten geht, so geht's auch dem Sünder; wie es dem, der schwört, geht, so geht's auch dem, der den Eid fürchtet. ³ Das ist ein böses Ding unter allem, was unter der Sonne geschieht, dass es einem geht wie dem andern; daher auch das Herz der Menschen voll Arges wird, und Torheit ist in ihrem Herzen, dieweil sie leben; darnach müssen sie sterben. ⁴ Denn bei allen Lebendigen ist, was man wünscht: Hoffnung; denn ein lebendiger Hund ist besser als ein toter Löwe. ⁵ Denn die Lebendigen wissen, dass sie sterben werden; die Toten aber wissen nichts, sie haben auch keinen Lohn mehr — denn ihr Gedächtnis ist vergessen, ⁶ dass man sie nicht mehr liebt noch hasst noch neidet — und haben kein Teil mehr auf der Welt an allem, was unter der Sonne geschieht. ⁷ So gehe hin und iss dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut; denn dein Werk gefällt Gott. ⁸ Lass deine Kleider immer weiss sein und lass deinem Haupt Salbe nicht mangeln. ⁹ Brauche das Leben mit deinem Weibe, das du lieb hast, solange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat, solange dein eitel Leben währt; denn das ist dein Teil im Leben und in deiner Arbeit, die du tust unter der Sonne. ¹⁰ Alles, was dir vor die Hände kommt zu tun, das tue frisch; denn bei den Toten, dahin du fährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit. ¹¹ Ich wandte mich und sah, wie es unter der Sonne zugeht, dass zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichtum hilft nicht klug sein;

dass einer angenehm sei, dazu hilft nicht, dass er ein Ding wohl kann; sondern alles liegt an Zeit und Glück. ¹² Auch weiss der Mensch seine Zeit nicht; sondern, wie die Fische gefangen werden mit einem verderblichen Netz, und wie die Vögel mit einem Garn gefangen werden, so werden auch die Menschen verstrickt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt. ¹³ Ich habe auch diese Weisheit gesehen unter der Sonne, die mich gross deuchte: ¹⁴ dass eine kleine Stadt war und wenig Leute darin und kam ein grosser König und belagerte sie und baute grosse Bollwerke darum, ¹⁵ und ward darin gefunden ein armer, weiser Mann, der errettete dieselbe Stadt durch seine Weisheit; und kein Mensch gedachte desselben armen Mannes. ¹⁶ Da sprach ich: «Weisheit ist ja besser denn Stärke; doch wird des Armen Weisheit verachtet und seinen Worten nicht gehorcht.» ¹⁷ Der Weisen Worte, in Stille vernommen, sind besser denn der Herren Schreien unter den Narren. ¹⁸ Weisheit ist besser denn Harnisch; aber ein einziger Bube verdirbt viel Gutes. Prediger 9

Er lebt das Leben; er lebt es allen Gegenständen zum Trotz. In seinem «Die Brüder Karamasow» schildert Dostojewskij jenen christusgläubigen Jüngling, den der scheinbar geringfügige Umstand, dass die Leiche seines hoch verehrten Seelsorgers unmittelbar nach dem Eintritt des Todes in Verwesung übergeht und einen starken Geruch verbreitet, zutiefst trifft und erschüttert. Dass wir in einer Welt leben müssen, da das Liebste und Erhabenste so sinnfällig, ja so hohnvoll ein Raub der Würmer werden kann, wer fasst das? In seiner Verwirrung ruft jener junge Mann dann aus: «Ich will mich ja nicht empören gegen meinen Gott, aber ich will seine Welt nicht annehmen!» Ja, das ist die Not manches Glaubenden, er möchte sich nicht gegen Gott empören, aber es ist so schwer, Gottes Welt anzunehmen. Dann aber zeigt Dostojewskij, wie dieser Angefochtene durch ein erniedrigtes, geschändetes armes Weib erkennt und erfährt, was Christusliebe heisst, dass

Gott in Christus eben diese seine Erde liebt. Und unter der Macht dieses Christuserbarmens geht nun in der Seele des Jünglings eine wundersame Wandlung vor sich. Erfüllt vom Erbarmen Christi mit dieser armen, verwesenden Erde, weiss er kaum, wie ihm geschieht — er wirft sich auf die Erde, er küsst den Boden, er umarmt diese Erde, ja er schwört: «Lieben will ich diese Erde in alle Ewigkeit!» Er benetzt diese gottgeliebte Erde mit seinen Freudentränen und schämt sich dieser Tränen nicht. Er liebt die Welt nicht sündig, wie Johannes warnt: «Habt nicht lieb die Welt», aber er liebt die Welt im Erbarmen des Erlösers. Bei diesem seltsamen Widerfahrnis erfüllt ihn bezeichnenderweise nur ein Gedanke: Vergebung: «Ich will allen alles vergeben, und ich will für alle bitten, andere werden für mich bitten.» So kann, so soll der Christ die Erde lieben. Man möchte sie hassen, und nun geschieht es, dass man sie liebt, weil Gott sie liebt. Man möchte sie ablehnen, möchte nein zu ihr sagen, und nun darf es geschehen, dass man ja zu ihr sagt. Das ist ein grosses Wunder. Etwas von diesem Wunder des Glaubens begegnet uns beim Prediger Salomo. Der Prediger glaubt, «dass Gerechte und Weise und ihre Werke sind in Gottes Hand» (1). Das ist das tief Beglückende, das ist das Herzerquickende an diesem biblischen Buch: Dieser Prediger kennt den Zustand der Welt, er sieht den Wurm in allen Äpfeln, der Verwesungsgeruch aller Dinge hat auch ihn zutiefst erschreckt und verwirrt; aber «um eines oder zweier guter Äpfel willen will er des ganzen Baumes fleissig warten» (Luther). Er möchte nein sagen zu einer solchen Erde, ein schweres Nein schreitet durch alle diese Kapitel, und dann sagt er doch wieder, ihm selber erstaunlich, ja zur Welt. Er kennt zwar Christus nicht, redet sparsam vom Glauben; aber er glaubt an den Gott, in «dessen Hand Gerechte und Weise und ihre Werke sind», und der Gott des Alten Testaments ist der Vater Jesu Christi. Und nun sehen wir auch in diesem neunten

Kapitel, welch eine unsägliche Mühe ihm diese Erde bereitet. Wie wellenförmig kommt der Jammer daher; dreimal hintereinander hören wir sein «Nein» rufen — nein, eine solche Welt!, und dreimal hintereinander ringt er sich zum Ja hindurch. Es ist ein gewaltiges, dreimaliges Dennoch des Glaubens, es ist ein Wunder, dem wir hier beiwohnen, das grosse Wunder, dass ein Mensch das Leben lebt, das ihm der Schöpfer gegeben hat, weil dieses Leben in Gottes Hand ist.

Unter dem Eindruck der totalen Fragwürdigkeit dieser Welt findet er zunächst auch hier wie in den ersten sechs Kapiteln derart starke Worte der Verneinung, dass man am liebsten etwas überdrüssig nicht weiter lesen möchte: «Es begegnet dasselbe einem wie dem anderen; dem Gerechten wie dem Gottlosen, dem Guten und Reinen wie dem Unreinen, dem, der opfert, wie dem, der nicht opfert; wie es dem Guten geht, so geht's auch dem Sünder; wie es dem geht, der leichtfertig schwört, so auch dem, der den Eid fürchtet» (2). Zwar hat auch Christus einmal gesagt, Gott lasse seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lasse es regnen über Gerechte und Ungerechte. Aber dazu braucht es schon Gott, und wem es Gott geben will: «Gottes Herz ist stark, ein Mensch aber vermag das nicht» (Luther). In unserem Herzen hat nicht so viel Platz, unser Herz ist schwach und eng, darum nehmen wir Anstoss an einer solchen Welt. Mit unserem kurzsichtigen Verstand bringen wir unser kleines Einmaleins nicht zusammen mit dem grossen Einmaleins Gottes, werden unwirsch und böse und lassen uns demoralisieren. Der Prediger weiss um diese grosse Gefahr: «Das ist ein böses Ding unter allem, was unter der Sonne geschieht, dass es dem einen geht wie dem anderen; daher auch das Herz der Menschen voll Arges wird, und Torheit ist in ihrem Herzen, dieweil sie leben; darnach müssen sie sterben» (3).

Sterben — ja, wäre es nicht gescheiter, man könnte sterben? Wäre es nicht besser, einer solchen Welt den Laufpass zu geben? Aber wie sie loswerden? Fliehen? Wohin denn fliehen? Von den Lebenden weg zu den Toten hin? Flucht in den Tod? Es gibt Schwächeanfälle, in denen die Überlegungen und Empfindungen diese absurde Richtung einschlagen wollen. Wir haben den Prediger auch schon die Toten preisen hören und beneiden sehen (Kap. 4). Er weiss also um die Macht der Anfechtung. Aber hier hat er sich nun wieder ermannt, steht wieder auf beiden Beinen, ja hier wehrt er sich gleichsam mit Händen und Füßen gegen den abwegigen Gedanken einer feigen Flucht in den Tod. Ja im Eifer der Abwehr, will es uns wenigstens dünken, redet er hier fast ein wenig mit Hohn und Spott über den Tod. Wer lebt, der weiss doch wenigstens noch, was er hat, er hat ein Leben und hofft, es möglichst lange zu behalten. Wer aber weiss, was kommt, wenn man gestorben ist? So räsoniert er. Nein, nein, zwar ist das Leben schlimm, aber mit den Toten tauschen möchte er doch nicht, der Tod ist schlimmer: «Denn bei allen Lebendigen ist, was man wünscht: Hoffnung; denn ein lebendiger Hund ist besser als ein toter Löwe» (4). Der Löwe ist der König der Tiere, während der Hund im Orient der Inbegriff der verachteten Kreatur ist. Aber lieber noch ein verachteter lebender Hund als ein noch so geachteter toter Löwe. Bei den Toten ist nichts zu holen: «Denn die Lebendigen wissen, dass sie sterben werden; die Toten aber wissen nichts, sie haben auch keinen Lohn mehr — denn ihr Gedächtnis ist vergessen, dass man sie nicht mehr liebt, noch hasst noch neidet — und haben kein Teil mehr auf der Welt an allem, was unter der Sonne geschieht» (5-6).

Nebenbei bemerkt — man hat es dem Prediger gar übel vermerkt, dass er über die Toten so negativ rede. Aber wer hier den Prediger kritisiert, der sei sich bewusst, dass er damit das ganze Alte Testament in die Kritik einschliesst.

Im ganzen Alten Testament ist die Ansicht über den Zustand der Toten nicht wesentlich anders. «Der Zustand der Toten ist ein schlechthin trostloser, sie führen ein finsternes Schattendasein. Das Alte Testament hat eine Betrachtung des Todes nach seiner Zornseite hin. Der Wirrwarr der Hadesvorstellungen bleibt im Alten Testament unüberwunden» (Delitzsch). Wer indessen dem Prediger Atheismus und Nihilismus und weiss was unterschiebt, der sehe ferner wohl zu, dass er ihn nicht etwa von einer philosophischen Jenseits-Spekulation her kritisiere. Es ist immerhin auch im Neuen Testament so, dass der Tod «von seiner Zornseite her» gesehen und beurteilt wird. Er ist im Neuen Testament nirgends der etwas gar harmlose «Freund Hein». Er ist «der Sünde Sold», und er ist «der letzte Feind, der überwunden werden wird» (vgl. Kap. 12). Und tatsächlich gibt es nichts, rein nichts, auf das wir uns diesem Feind gegenüber berufen könnten, es sei denn die Auferstehung des Herrn. An was denn soll der Mensch sich halten, wenn er stirbt, ausser allein an die Tatsache, dass Christus im Geheimnis der Ostern gesiegt hat? Was helfen alle noch so geistreichen Gedanken über den Tod, wenn er, der Tod selber, dann kommt? Christus ist auferstanden, wahrhaftig auferstanden, das ist «mein einziger Halt im Leben und im Sterben». Weil es so steht, darum ist die Geistesarmut eines Predigers in Sachen Tote ein besserer Hinweis auf den neutestamentlichen Auferstehungssieg als aller Ideenreichtum der Heiden und Halbheiden. Jedes Wort, das hier über die Toten steht, ist ein Schrei nach der Hilfe des österlichen Erlösers.

Wie weit der Prediger entfernt ist von jedem blutleeren Skeptizismus, wie stark er im Glauben an den lebendigen Gott wurzelt, «der die Werke der Gerechten und Weisen in seiner Hand hält» (1), das zeigt nun allerdings mit grosser Deutlichkeit der unmittelbare Fortgang des Gesprächs. Nachdem er die ganze Fragwürdigkeit dieser Welt durch-

schauf hat, nachdem er die ganze Torheit eines eventuellen Fluchtversuches aus dieser Welt heraus dargelegt hat, erfolgt nun, scheinbar völlig unerwartet und ohne Vorbereitung, ein Durchbruch zum Leben hin von einer derartigen Wucht, dass nur noch der Durchbruch der Ostern grösser sein könnte, ein Ja zum Leben und zur Welt von einer Kühnheit, wie es nur der Glaube zu schenken vermag. Karl Barth kann nur zugestimmt werden, wenn er in seiner programmatischen Tambacher Rede vom Jahre 1919 zu dieser Stelle bemerkt: «Man kennt jedenfalls Jesus schlecht, wenn man meint, er könnte das nicht auch gesagt haben.» «So gehe hin und iss dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut; denn dein Werk gefällt Gott. Lass deine Kleider immer weiss sein und lass deinem Haupt Salbe nicht mangeln. Brauche das Leben mit deinem Weibe, das du lieb hast, solange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat, solange dein eitel Leben währt; denn das ist dein Teil im Leben und in deiner Arbeit, die du hast unter der Sonne» (7-9).

Man beachte wohl: Derjenige, der da nun so positiv vom «eitlen Leben» spricht, ist kein leichter Lebemann. Er hat unmittelbar zuvor tief genug in den Abgrund geschaut. Er ist einer, der nicht mehr hat mitmachen wollen, der ans Abspringen dachte, einer, der aus dem letzten Loch pfiff, dessen Uhrzeiger fünf Minuten vor Eintritt in ein weltfernes Kloster stand, der eben noch am liebsten dem Leben Adieu gesagt hätte. Und nun geschieht es — und es ist ein bares Wunder —, nun sagt er ja zum Leben, ja zur Welt, «die Erde hat ihn wieder». Es ereignet sich hier beim Prediger tatsächlich etwas von dem, was bei jenem Jüngling vorging, der anfang, die Erde trotz ihrem Verwesungsgeruch zu lieben. Nun wirft sich auch unser Prediger gleichsam auf die Erde, küsst diese Erde, umarmt diese Erde, netzt diese Erde mit Freudentränen und schämt sich ihrer nicht. Auch er schwört nun: «Ich will sie lieben, diese

Erde, weil Gott sie liebt.» Und doch weiss er auch jetzt noch, dass es ein «eitles Leben» ist. Man denkt da unwillkürlich an eine andere Gestalt Dostojewskijs. Er erzählt an anderer Stelle von einem bereits zum Tode Verurteilten und schildert, wie es eine Stunde vor Vollstreckung des Urteils in dessen Herzen und Hirn aussieht. Dieser Todgeweihte denkt sich: «Wenn ich auf einer Anhöhe, hoch oben, stehen müsste, so dass nur gerade meine beiden Füsse Platz hätten auf einem Flecklein Erde, rechts und links Abgründe, ein Ozean, ewige Einsamkeit, ewiger Sturm — und ich bekäme die Wahl, entweder auf diesem schmalen Flecklein Erde zu leben, oder aber zu sterben, dann möchte ich leben. Leben, nur leben, und wenn es auf einem noch so schmalen Erdenflecklein wäre.» Unser Prediger ist dieser Mann, der entschlossen ist, auf einem schmalen Streifen Erde zu leben. Es ist ihm wenig Bewegungsfreiheit gegeben, und er geht an kurzer Leine. Aber er bejaht es, dieses bisschen Leben, er verachtet es nicht, weil er glaubt. Es ist aber bei ihm nicht jener Galgenhumor, der auffordert «lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot», nein, der Prediger fordert aus dem Glauben heraus zum Leben auf. Der Glaubende, der auf einem schmalen Streifen Erde lebt, weiss um ein Essen und Trinken, er weiss, was das heisst: «Gehe hin mit Freuden und iss dein Brot, gehe hin und trink deinen Wein guten Mutes. Lass dein Kleid weiss sein immerdar und lass deinem Haupt Salbe nicht mangeln. Brauche das Leben mit deinem Weibe, das du liebhabst, solange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat» (7-9). Aus der festlichen Kopfbedeckung ist hier nun ein ganzes Festkleid geworden. Wenn aber ein Mann wie der Prediger so zur Freude und zum Lebensgenuss aufruft, dann ist es klar, dass es aus Gottesfurcht und Glauben heraus geschieht und nicht aus der Masslosigkeit des Sichauslebens mit «Wein, Weib und Gesang», freilich auch nicht aus jenem etwas gar harmlos

bescheidenen Wohlbehagen heraus, wo bei Tee und Gebäck gesungen wird: «Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, pflücket die Rose, eh sie verblüht.» Es ist geradezu schwierig, hier nicht an die Gemeinde des Neuen Testaments zu denken, an jenes Essen und Trinken, das die Gemeinde, will's Gott, mit Freude erfüllt, an jenen freudigen Zugang zum Tisch und an jene «unzählbare Schar, mit weissen Kleidern angetan».

Drauf folgt ein zweites Nein und Ja zur Erde und zum Leben. Der Prediger zeigt uns daraufhin, wie der Mensch nicht nur in seinen Leiden und Freuden auf schmalen Streifen lebt, sondern auch in seinem Tun und Lassen. Dieser Mann ist tief durchdrungen von der Unfreiheit des menschlichen Willens. Schon im ersten Vers hören wir's: «Denn ich habe solches alles zu Herzen genommen, zu forschen das alles, dass Gerechte und Weise und ihre Werke sind in Gottes Hand.» Nicht einmal über unser Lieben oder Hassen sind wir Herren der Situation: «Kein Mensch kennt weder die Liebe noch den Hass irgendeines, den er vor sich hat.» Der arbeitende Mensch bebaut ein schmales Äckerlein. Ich kannte einen sehr armen Mann, dem der Dorfklatz nachredete, er vermöge auf seinen Äckern keinen Wagen zu wenden, so schmal waren sie. Aber auch, wenn die Felder ausreichen, um einen Wagen drauf zu wenden, so ist doch der Raum zwischen den beiden Marksteinen Geburt und Tod eng genug begrenzt. Vom Wissen um diese Grenzen ist der Prediger tief durchdrungen. Was er über menschliche Fähigkeit aussagt, ist ein tiefes Ärgernis für den eigenberauschten Menschen aller Zeiten: «Ich wandte mich und sah, wie es unter der Sonne zugeht, dass zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichtum hilft nicht klug sein; dass einer angenehm sei, dazu hilft nicht, dass er ein Ding wohl kann; sondern alles liegt an Zeit und Glück» (11). Es sind

gar seltsame Dinge, die unser Ohr da zu hören bekommt. «Zum Laufen hilft nicht schnell sein.» Das Heil liegt ganz und gar nicht im Tempo. Man sollte dieses Wörtlein drucken und an jede Autoscheibe kleben. «Zur Nahrung hilft nicht geschickt sein.» Da geht ein mächtiges Schütteln des Kopfes durch alle Länder, vorab doch wohl durch unser Schweizerland. Das so gern gehörte Lob der Tüchtigkeit wird hier nicht mitgesungen. «Zur Nahrung hilft nicht geschickt sein.» Das gäbe ein gutes Leitwort für ein Umerziehungsprogramm unseres Geschlechtes. Man sollte diesen Spruch an alle Schultüren kleben, vom landwirtschaftlichen Winterkurs bis hin zum Hörsaal für Mediziner, Juristen und Theologen. «Und zum Kriegführen hilft nicht stark sein und zum Reichwerden hilft nicht klug sein.» Gebieterisch setzt er damit dem menschlichen Unternehmungsgeist die Grenze. Ja er geht so weit, dass er sagt, und wenn einer meint, er habe es auf dem Schlitten und es kommt unfehlbar zum Klappen, dann greift ein anderer ein, die unsichtbare Hand, die schon so oft den Dingen jäh und unvermutet eine andere Wendung gab, und du bist wie der Vogel im Netz, wie der Fisch an der Angel: «Auch weiss der Mensch seine Zeit nicht; sondern wie die Fische gefangen werden mit einem verderblichen Netz, und wie die Vögel mit einem Garn gefangen werden, so werden auch die Menschen verstrickt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt» (12). Es bleibt dabei, der Mensch verfügt nicht über sein Leben. «Alle unsere Werke sind in Gottes Hand» und «es liegt alles an Zeit und Glück.»

Wer aber nun etwa meint, diese scharfsichtige Erkenntnis der Grenzen all unseres menschlichen Tuns werde die Tatkraft lähmen, der täuscht sich. Im Gegenteil, wer derart seine Möglichkeiten in ihrer Beschränkung kennt, der wird gefeit sein vor Enttäuschungen, Rückschlägen und Mutlosigkeiten. Der Glaube ist nüchtern und befähigt gerade so zur Tat. Gewiss, «es liegt nicht an jemandes Laufen oder

Rennen, sondern an Gottes Barmherzigkeit» (Röm. 9,16). Aber solche Erkenntnis lähmt den Menschen nicht, sondern macht ihn nun erst recht tüchtig, aus der Demut heraus tüchtig; in der Beschränkung, nicht in der Grenzenlosigkeit liegt die wahre Kraft. König Salomo, nach dem sich unser Prediger wenn auch nicht mit historischem, so doch mit viel innerem und wesentlichem Recht benennt, hat sein Leben lang im Frieden bauen dürfen, und gerade dieser Bauherr ohnegleichen sagt: «Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen, und wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst» (Psalm 127). Dieses Geheimnis wahrer Tatkraft setzt den Prediger in den Stand, neben sein beschränkendes Nein zum menschlichen Tun nun doch auch ein freudiges Ja zu setzen: «Alles, was dir vor die Hände kommt zu tun, das tue frisch; denn bei den Toten, dahin du fährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit» (10). Es gibt noch Stille im Land, die bei aller beruflichen Tüchtigkeit ihre Knie nicht gebeugt haben vor dem Zeitgötzen Arbeit und Tüchtigkeit. Ich denke da an eine kleine Begegnung droben in den Freibergen, im Stall eines tüchtigen Viehzüchters. Wir standen hinter einem Tier, das bei der letzten Prämierung 95 Punkte erreicht hatte. Wir lobten das gut gebaute Geschöpf und beglückwünschten seinen Züchter und Besitzer. Unterdessen war die alte Mutter des Hauses hereingekommen, stand unbemerkt hinter uns, und wie wir im besten Zuge des Rühmens waren, warf sie auf einmal dazwischen: «Gepflegt haben wir das Tier, erschaffen nicht!» Die hat gewusst, was der Prediger meint, wenn er die Grenzen unseres Tagewerks aufzeigt und gleichzeitig uns auffordert, frisch zuzupacken, bevor der Tod kommt, der alle Arbeit stilllegen wird. Ja, es ist herzbewegend, dass sogar der Herr aller Herren, als er unter uns Menschen wandelte, sich einmal über diese auch ihm gesteckten Grenzen äusserte: «Ich muss wirken, solange es Tag ist; es

kommt die Nacht, da niemand wirken kann.» Kein Knecht soll grösser sein wollen als der Herr.

Und endlich noch ein drittes Nein und Ja. Der Prediger schliesst mit einem Beispiel, mit einer «little story», mit einer kleinen Geschichte. Er hat eine Stadt gesehen — wir kennen deren Namen nicht —, eine kleine Stadt, die wenig streitbare Männer hatte und von einem übermächtigen Belagerer bedrängt wurde. In derselben Stadt wohnte ein armer weiser Mann, durch dessen Rat, den er den Stadtbehörden gab, die Stadt gerettet wurde. Aber, fährt der Prediger fort, ein Denkmal hat der weise Ratgeber nicht bekommen, weil er wohl weise war, aber arm. Man hat ihn vergessen. Und nun erwartet man wiederum ein bitteres Wort, etwa in dem Sinne, dass diese Welt in ihrem Undank es nicht wert sei, dass man für sie einen Finger rühre. Aber statt Menschenverachtung und Rückzug ins Schneckenhaus erfolgt nun noch einmal mächtig der Durchbruch des Dennoch-Glaubens. Unbeirrt durch Enttäuschungen lobt der Prediger die Weisheit: «Weisheit ist besser denn Stärke» (16). Eine geradezu königliche Absage an alles kurzfristige Erfolgsdenken liegt in dem Wort: «Der Weisen Worte, im stillen vernommen, sind besser als der Herren Geschrei unter den Narren» (17). Festhalten daran, dass der Geist, auch wenn die Tagesmeinung ihn gering achtet und ihm kein Denkmal gesetzt wird, auch wenn er nicht auf dem Markt ausgeschrien wird, im stillen dennoch lebt und wirkt und siegt — das nennt man glauben an den Geist. «Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die auf Taubenfüssen kommen, lenken die Welt» (Nietzsche). Man müsste sich da noch einmal geradezu Zwang antun, wenn man nicht an die Gemeinde des Neuen Testaments dächte, an jenes Häuflein, an jene Handvoll Männer und Frauen, denen zugesagt wird, dass «die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen», solange sie glauben. Diese «kleine Herde», die sich nicht

fürchten soll, ist in dieser Welt arm und verachtet, man gehört als Glaubender nicht dorthin, wo sich die Leute treffen, die «Rang und Namen haben». Von den Glaubenden aber sagt Christus: «Ihr seid das Salz der Erde!» «Ihr seid das Licht der Welt!»

Wir können am Schluss dieses Kapitels mit dem dreifachen Nein und Ja zur Erde und zum Leben die Bemerkung nicht verhalten, dass uns Menschen im allgemeinen das Nein besser liegt und leichter über die Lippen kommt als das Ja. Diese bekannte Tatsache ist schon beim Kleinkind zu beobachten. Dem Prediger geht es nicht anders, nichts Menschliches, nichts Allzumenschliches ist ihm fremd. Das Nein kommt auch bei ihm voran, das Ja kommt hinterher, aber wenn es oft auch spät kommt, so kommt es doch! Diese Lebensbejahungen des Predigers gleichen ein wenig den Blumen in Sibirien, die ganz besonders strahlend sein sollen inmitten der Kargheit und Kürze jener Sommer, gleichen den besonders zarten Blümlein an der kargen Mauer. Wenn aber heute etliche unter uns mit einem harten, schweren Nein im Herzen hierher gekommen sind, und wenn dieses Nein ein klein wenig gelockert worden ist und an Gewicht verloren hat, dann ist unter uns ein grosses Wunder geschehen, das Wunder des Dennoch-Glaubens, über das die Engel im Himmel sich freuen, das Wunder, dass ein etwas müder und ein wenig verdrossener Mensch neu den Entschluss hat fassen dürfen, das Leben zu leben.

«Schädliche Fliegen verderben gute Salben»

¹ *Schädliche Fliegen verderben gute Salben; also wiegt ein wenig Torheit schwerer denn Weisheit und Ehre.*
² *Des Weisen Herz ist zu seiner Rechten; aber des Narren Herz ist zu seiner Linken.* ³ *Auch ob der Narr selbst närrisch ist in seinem Tun, doch hält er jedermann für einen Narren.* ⁴ *Wenn eines Gewaltigen Zorn wider dich ergeht, so lass dich nicht entrüsten; denn Nachlassen stillt grosses Unglück.* ⁵ *Es ist ein Unglück, das ich sah unter der Sonne, gleich einem Versehen, das vom Gewaltigen ausgeht: ⁶ dass ein Narr sitzt in grosser Würde, und die Reichen in Niedrigkeit sitzen.* ⁷ *Ich sah Knechte auf Rossen, und Fürsten zu Fuss gehen wie Knechte.* ⁸ *Aber wer eine Grube macht, der wird selbst hineinfallen; und wer den Zaun zerreisst, den wird eine Schlange stechen.* ⁹ *Wer Steine wegwälzt, der wird Mühe damit haben; und wer Holz spaltet, der wird davon verletzt werden.* ¹⁰ *Wenn ein Eisen stumpf wird und an der Schneide ungeschliffen bleibt, muss man's mit Macht wieder schärfen; also folgt auch Weisheit dem Fleiss.* ¹¹ *Ein Schwätzer ist nichts Besseres denn eine Schlange, die ohne Beschwörung sticht.* ¹² *Die Worte aus dem Mund eines Weisen sind holdselig; aber des Narren Lippen verschlingen ihn selbst.* ¹³ *Der Anfang seiner Worte ist Narrheit, und das Ende ist schädliche Torheit.* ¹⁴ *Ein Narr macht viele Worte; aber der Mensch weiss nicht, was gewesen ist, und wer will ihm sagen, was nach ihm werden wird?* ¹⁵ *Die Arbeit der Narren wird ihnen sauer, weil sie nicht wissen in die Stadt zu gehen.* ¹⁶ *Weh dir, Land, dessen König ein Kind ist, und dessen Fürsten in der Frühe speisen!* ¹⁷ *Wohl dir, Land, dessen König edel ist, und dessen Fürsten zu rechter Zeit speisen, zur Stärke und nicht zur Lust!* ¹⁸ *Denn durch Faulheit sinken die Balken, und durch lässige Hände wird das Haus triefend.* ¹⁹ *Das macht, sie halten Mahlzeiten, um zu lachen, und der Wein muss die Lebendigen erfreuen, und das Geld muss*

*ihnen alles zuwege bringen.*²⁰ *Fluche dem König nicht in deinem Herzen und fluche dem Reichen nicht in deiner Schlafkammer; denn die Vögel des Himmels führen die Stimme fort, und die Fittiche haben, sagen's weiter.*
Prediger 10

Ein Loblied auf den menschlichen Verstand! Ist das alles? So möchte man fragen. Ja es erhebt sich hier sofort die Frage, wie sich ein solches Loblied mit der ganzen übrigen Bibel zusammenreime. Mahnt nicht die Bibel hinsichtlich der menschlichen Denkfähigkeit zur Vorsicht? Geht nicht ein tiefer Zug des Misstrauens allem Menschenwissen gegenüber durch die ganze Schrift hindurch? Ist nicht gleich auf ihren ersten Blättern ein Warnfinger, den man unmöglich übersehen kann, in die Höhe gehoben? Ist es doch dort der Versucher, der dem Menschen einflüstert: «Ihr werdet sein wie Gott, *wissend*, was gut und böse ist.» Es ist die alte Schlange, von der es dort heisst, sie sei «listiger gewesen denn alle Tiere auf dem Felde». Und bejaht nicht auch Jesus diese Vorsicht und dieses Misstrauen, wenn es Fischer vom See und «ungelernte Leute» (Apostelgesch. 4,3) sind, die er zur Jüngerschaft beruft? Wenn er bei Anlass seines Einzugs in Jerusalem, wo ihm vor allem die Jugend zujubelt, an das Psalmwort erinnert: «Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du ein Lob zugerichtet»? Dort aber, wo er seinen Jüngern zum erstenmal das Geheimnis seines bevorstehenden Leidens eröffnet, sagt er dem Petrus auf sein Bekenntnis hin: «Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.» In jenem Nachtgespräch mit Nikodemus hält er dem Herrn Professor die Gescheitheit vor, die diesem im wahren Erkennen zum Hindernis geworden ist: «Du bist ein Meister in Israel und weisst das nicht?» Ja gleich am Eingang seiner grossen Bergrede preist er die «Armen im Geiste» selig. Und dort, wo es sich ums Geheimnis seines verhüllten Gottkönigtums handelt,

bricht er aus in den Ruf: «Ich danke dir, Vater und Herr Himmels und der Erde, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart.»

So sieht Christus im Verstand der Verständigen eines der Hindernisse, die uns den Eingang in sein Reich erschweren. So kühn und weit fliegend unser Menschegeist zu sein vermag, was die vergänglichen und diesseitigen Belange anbetrifft, so begrenzt ist er in Bezug auf die Vorgänge und Geheimnisse im Reich Gottes. So scharf ein Verstand sonst sein mag, so stumpf und unvernünftig erweist er sich in geistlichen Dingen. Hier gilt: «Was aus dem Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, und was aus dem Geist geboren ist, das ist Geist.» Ja unser Verstand ist nicht nur *unfähig* zum Erfassen der göttlichen Vorgänge, er ist *unwillig* dazu, unbereit, verschlossen. Gar leicht entwickelt er sich zum eigentlichen Widerstandszentrum gegen Gott. Ist es einmal so weit mit ihm, dann wird er geradezu gefährlich. Kein Tier kann sich so gemeingefährlich gebärden wie der Mensch, weil diesem der Verstand gegeben ist. Ja unser Verstand ist nicht nur unfähig, unwillig und gefährlich, er ist — *sündig*. Wenn wir den Psalmbeter sagen hören «es ist nichts Gesundes an meinem Leib», dann meint er damit offenbar auch den Kopf, auch unser Gehirn ist einbezogen in unsere allgemeine Sündhaftigkeit. Unser Verstand ist sogar ein besonders alter, ein gar hart gesottener Sünder. Es gibt darum wenig Worte, zu denen man ein grösseres Fragezeichen setzen müsste als zur landläufigen Redensart vom «gesunden Menschenverstand». Dass unser Menschenverstand des Arztes dringlich bedarf, das sieht der Apostel Paulus immer neu wieder in der bemerkenswerten Tatsache, dass der natürliche Mensch den Opfertod Christi als Torheit empfindet. Dass einer der Wohltäter der Menschheit sein soll, der selber nichts hat, dass einer der Helfer sein will, der selber der Hilfe bedarf, dass ausge-

rechnet ein Gefesselter, ein Angenagelter sich als Befreier der Menschheit aus, dass Gott aus allen ihm möglichen Wegen, die Welt zu erlösen, den Weg des Kreuzes gewählt hat, das kann unser Verstand nur als absurd empfinden. Er ist so sündig, dass er das, was höchste göttliche Weisheit und tiefstes göttliches Geheimnis ist, das Kreuz Christi, eine Torheit nennt: «Das Wort vom Kreuz ist den (frommen) Juden ein Ärgernis und den (gescheiterten) Griechen eine Torheit.» So steht es, gesamtbiblisch gesehen, um unseren Verstand.

Umso überraschender kommt es uns darum, dass Gott diesen alten Sünder nun trotzdem zu Ehren zieht. In seiner unendlichen Güte und Langmut verachtet Gott keines seiner Geschöpfe, auch unseren Verstand nicht. Trotzdem man in der Bibel, wie wir eben gesehen haben, um die Beschränktheit, Gefährlichkeit und Sündhaftigkeit unseres Verstandes genau Bescheid weiss, wird dieser nun nicht verachtet oder gar ausgeschaltet, nein, nichts, was Gott erschaffen hat, wird weggeworfen. Der Verstand bekommt Gelegenheit, sich im Reiche Gottes zu betätigen. Die Schrift zeigt uns — und das ist das Erstaunliche — eine stattliche Reihe von Männern, deren Klugheit Gott in seine Dienste nimmt. Wer denkt da nicht an jenen grundgescheiterten Knecht Elieser aus der Patriarchengeschichte oder an die Tatsache, dass einer der Erzväter, Jakob, der «Listige» heisst, dass es einen Salomo mit dem Beinamen «der Weise» geben kann! Vornehmlich dann, wenn es Gotteskindern verordnet ist, an Höfen von Gewalthabern zu leben, schenkt ihnen Gott jeweils ein besonderes Mass an Weisheit und Verstand. Wir erinnern an die Klugheit eines Joseph in Ägypten oder eines Mose und Aaron vor Pharao, an Daniel und seine Gefährten in Babel, an Esra und Nehemia am Perserhof. Auch eine Reihe von verständigen Frauen kommt uns in den Sinn: Eva und Sarah, Rahel, Rahab und Ruth, Abigail und Esther. Das Neue Testament

aber zeigt uns vor allem die Gleichnisse des Herrn, das Gleichnis vom klugen Mann, der sein Haus auf Felsen gründet, und vom törichten Mann mit seinem Haus auf Sand gebaut, das Gleichnis von den fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen, vom ungerechten Haushalter, der nicht gelobt wird wegen seines begangenen Unrechtes, sondern weil er «klüglich gehandelt» hat. Ja im selben Gleichnis steht das merkwürdige Wort von «den Kindern dieser Welt, die klüger sind als die Kinder des Lichts». Wir denken an die weise Überlegenheit, mit welcher der Heiland seinen Gegnern zu antworten pflegt; er versteht seinen Widersachern den Mund zu stopfen. Er tritt in keine einzige der vielen Fallen, die man ihm von einem gewissen Zeitpunkt an stellt. Wir denken auch, mit welcher, fast weltmännischer Klugheit ein Paulus sich, immer gerade im rechten Zeitpunkt, auf sein römisches Bürgerrecht beruft. Ja wir beachten, wie Christus selber seiner Gemeinde für den Fall kommender Verfolgungen den Rat erteilt, klug zu sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Nein, nirgends ist in der Bibel der Dummheit das Wort geredet, und nirgends hat der menschliche Unverstand Verheissung. So sehr Gott die Grenze und Gefahr unseres Verstandes kennt, so sehr braucht er ihn in seinem Dienst und will, dass auch wir von ihm Gebrauch machen.

Im Lichte dieser gesamtbiblischen Zusammenschau wird es nun möglich und erträglich, das Loblied des Predigers auf den menschlichen Verstand richtig zu würdigen. Dieser Prediger weiss um die Eitelkeit aller Dinge, wahrhaftig auch um die Eitelkeit des menschlichen Verstandes; dennoch aber ist der Verstand innerhalb der ihm gezogenen Schranken nicht zu verachten, sondern zu gebrauchen. Der Prediger ist weit davon entfernt, menschliche Klugheit zu überschätzen oder gar aus dem Denkvermögen einen Götzen zu machen. Das zeigt sich schon darin, dass sein Lied auf den Verstand genau besehen mit einer Darstellung

der menschlichen Dummheit anfängt. Es ist, wie wenn er etwas lächelnd sagen wollte, die Torheit, der Esel, kommt natürlich voran. Und die Torheit spielt im menschlichen Leben eine derart umfangreiche Rolle, sie ist so wirksam und erfolgreich, dass es nur ganz wenig davon braucht, um grossen Schaden anzurichten. Wenn er hier vom Parfüm redet und sagt, der kostbarste Wohlgeruch könne stinkend werden durch eine winzige tote Fliege, die hinein fällt und zu verwesen beginnt, dann höre ich da einen alten Knecht, der, wenn wir etwa auch gar zu unbedenklich drauflos kutschierten, jeweilen mit Fistelstimme und erhobenem Finger warnte: «Wie leicht — wie leicht —!» Wie wenig Dummheit braucht's, und das Unglück ist da! So ist die menschliche Dummheit eine Macht im Leben des Einzelnen und ganzer Geschlechter. Es lief vor einiger Zeit ein Film durch die Welt, der von einem Professor handelte, der auszog, den Bazillus der menschlichen Dummheit zu entdecken und zu vernichten. Dieser Streifen lief bei uns länger als je einer. Aber die Dummheit ist kaum auszurotten. Was Schiller den Talbot sagen lässt: «Unsinn, du siegst, und ich muss untergehn! / Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens», könnte zwar unser Prediger, der aller Übertreibung abhold ist, nicht gesagt haben. Aber er weiss um die verhängnisvolle Bedeutung des Mangels an menschlichem Verstand: «Schädliche Fliegen verderben gute Salben» (1). Der Tor hat sein Herz nicht auf dem rechten Fleck, und alles, was er anrührt, wird schief. Nicht ohne Humor schildert er den Narren, dessen Erdummheit darin besteht, dass er gar nicht einmal weiss, dass er ein Narr ist, dass er sich für weiss wie gescheit hält und alle anderen für weiss wie dumm. Selbsterkenntnis ist somit nicht gerade die Stärke des Narren. Das macht diesen lächerlich: «Schädliche Fliegen verderben gute Salben; also wiegt ein wenig Torheit schwerer als Weisheit und Ehre. Des Weisen Herz ist zu seiner Rechten; aber des Narren

Herz ist zu seiner Linken. Auch ob der Narr selbst närrisch ist in seinem Tun, doch hält er jedermann für einen Narren» (1-3).

Nicht uninteressant ist, was daraufhin der Prediger über die Verteilung der Weisheit und der Torheit sagt. Da ist es nun nicht etwa so, dass er, wie das sonst allgemein üblich ist, die gescheiterten Leute oben sucht und die dummen unten, bei den Ungelernten und Analphabeten. Es ist ein Beweis der Unbefangenheit seines Urteils, dass er damit rechnet, die Torheit auch an hohen und an höchsten Stellen anzutreffen. So wie man etwa sagt, dass Alter vor Torheit nicht schützt, so schützen auch Reichtum und Macht vor Torheit keineswegs. Gewiss, «wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand». Aber der Prediger sieht Menschen in Ämtern, denen es an Verstand gebricht, weil sie diese Ämter offenbar nicht von Gott erhalten haben. Den Unverstand oben sieht der Prediger vor allem in der Art von Mitarbeitern, die sich ein Hochgestellter wählt. Wenn fähige Köpfe unten behalten werden, servile Kopfnicker aber die Treppen hinauf fallen, dann zeugt das nicht von besonderer Intelligenz der jeweiligen Leitung. Er sagt es nicht so ingrimmig wie vor einem Menschenalter der konservative Berner Politiker und Volksmann Ueli Dürrenmatt, der sich in einem seiner politischen Gedichte dahin äussert, es gebe «Geheime Räte, hinter denen nicht viel Geheimes stecke, und es gebe Grossräte, an denen ausser den Ohren nichts gross sei»; aber unser Prediger sagt es nicht weniger derb und deutlich in den Worten: «Ich sah Knechte auf Rossen und Fürsten zu Fuss gehen wie Knechte.» Fünf Minuten an einer modernen Überlandstrasse oder fünf Minuten Zeitungslektüre geben Gelegenheit genug, Knechte auf Rossen zu sehen. Wenn aber solch ein Inhaber grosser Machtfülle seine Stellung missbraucht, um an seinen Untergebenen seine Launen auszulassen, dann, sagt der Prediger, ist solches mit Humor zu nehmen und mit

Gelassenheit zu tragen. Als ein in Ungnade gefallener, fähiger General gefragt wurde, was er jetzt anzufangen gedenke, da antwortete er: «Meine Pfeife rauchen.» Diese Antwort könnte vom Prediger Salomo gegeben worden sein. Es gibt Zeiten überhand nehmenden Unrechts, da das Pfeifenrauchen ratsam und gut ist. Nur eines dann nicht, nur nicht sich aufregen, nur dann nicht nutzlos und ohnmächtig seine Kraft verpuffen, die man für spätere Zeiten nötig hat. Das Allerdümmste aber wäre in solchem Fall, draus zu laufen und eine unzeitgemässe Verschwörung anzuzetteln. Die Dummheit hoher Herren ist mit Humor zu tragen: «Wenn eines Gewaltigen Zorn wider dich ergeht, so lass dich nicht entrüsten; denn Nachlassen stillt grosses Unglück. Es ist ein Unglück, das ich sah unter der Sonne, gleich einem Versehen, das vom Gewaltigen ausgeht: dass ein Narr sitzt in grosser Würde, und die Reichen in Niedrigkeit sitzen. Ich sah Knechte auf Rossen, und Fürsten zu Fuss gehen wie Knechte» (4-7).

Aber nicht nur an hoher und höchster Stelle, nicht nur zum Regieren braucht es den Verstand, er tut not bei jeder Hantierung des Alltags, auch bei der allgewöhnlichsten. Der Prediger denkt dabei zunächst an all die Verhaltensweisen der Vorsicht, die einen das Leben lehrt, wenn man nicht ein unbelehrbarer Tor ist. Fast könnte man meinen, den Acquisiteur (Versicherungsagent) einer Unfallversicherung zu hören, wenn er nun all die Gefahren aufzählt, in denen es gilt, vorsichtig und umsichtig sich des Verstandes zu bedienen. Wer eine Grube gräbt, kann hinein fallen, wer umgekehrt einen Zaun einreisst, den kann eine Schlange stechen, wer im Steinbruch arbeitet, der kann getroffen werden, und «wo gehobelt wird, da fliegen Späne». Man denkt da an die Unsumme kleiner und kleinster Lebensvorsicht in den Gefahren des Berufes, oder auch etwa im Verhalten klimatischen Tücken gegenüber. Da ist die Walliser-Frau, die sorgsam ihren Kopf bedeckt, während

der Städter sich stolz entblössten Hauptes den Sonnenstich holt. Wir denken an den Spott des Berglers, wenn er die Talbewohner im raschen Städterschritt bergan eilen sieht, während er in bedächtiger Gemächlichkeit die Steilhänge nimmt; oder an den Meeranwohner, der den Fremdling vor allzu vertrauensseliger Unbedachtheit dem Meere gegenüber warnt. Oder an den erfahrenen Bauer, der nie im Frühjahr oder Spätherbst auf die feuchte Erde sitzt, ohne etwas zum Schutz unter sich zu nehmen. Ja, er redet von der Fülle kleiner und unscheinbarster Vorteile, die der denkende Arbeiter kennt und wahrnimmt, was ihn vom blossen «Krampfer» oder «Chnorzi» unterscheidet. Man staunt etwa über die verblüffende Leichtigkeit, wie geübte Transportarbeiter ungewöhnliche Lasten «ferggen» (fortschaffen, abfertigen). Dem Prediger schwebt das Beispiel des Holzhackers vor, der mit stumpfem Beil arbeitet und darum desto mehr und unnütz seine Kraft verbraucht. Ich erinnere mich da an ein Gespräch mit einem Forstsachverständigen, der mir einmal sagte, beim Holzfällen in den Waldungen sei ganz besonders auf den sorgfältigsten Unterhalt der Werkzeuge zu achten, weil gepflegte oder ungepflegte Sägen und Beile Schwankungen in der Arbeitsleistung bis zu 30% zur Folge haben. Das weiss der Prediger, dass es für jede schlichteste Arbeit den Verstand braucht, den der Schöpfer seinen Menschenkindern geschenkt hat. Selbstverständlichkeiten, dünkt es uns, lauter Selbstverständlichkeiten! Aber an nichts muss der Mensch immer wieder so eindringlich erinnert werden wie an das, was selbstverständlich ist: «Aber wer eine Grube macht, der wird selbst hinein fallen; und wer den Zaun einreisst, den wird die Schlange stechen. Wer Steine wegwälzt, der wird Mühe damit haben; und wer Holz spaltet, der wird davon verletzt werden. Wenn ein Eisen stumpf wird und an der Schneide ungeschliffen bleibt, muss man's mit Macht

wieder schärfen; also folgt auch Weisheit dem Fleiss» (8-10).

Verstand oder Unverstand braucht man nicht nur zum Arbeiten, sondern, fährt nun der Prediger fort, auch zum Reden, nicht nur beim Gebrauch der Hände, sondern auch beim Gebrauch der Zunge. Ein Narr braucht seine Zunge zur Unzeit, ein Weiser aber zur rechten Zeit und am rechten Ort. Der Prediger braucht hier das uns etwas fremdartig anmutende Bild vom Schlangenbeschwörer, der zu spät beschwört und darum gestochen wird. Der Weise braucht seine Zunge so, dass es holdselig ist, ihm zuzuhören, der Narr aber beisst sich selber sozusagen in die Lippen mit seinem unnützen Geschwätz. Was er zusammenschwätzt, ist «hinten und vorn» nicht einmal Silber, sondern Blech. Der Tor, sagt der Prediger, redet überhaupt viel und mit Vorliebe über Gegenstände, die er nicht versteht. Und dabei weiss er nicht einmal in die Stadt zu gehen. Das ist wieder ein hebräisches Sprichwort. «Nicht wissen in die Stadt zu gehen» heisst, das Allerselbstverständlichste nicht wissen, sozusagen auf ebener Erde stolpern. Das ist Mangel an Verstand. Man kann in diesem Zusammenhang nicht anders, als an das Wort des Herrn zu erinnern, der vor jedem unnützen Worte warnt, weil wir im Jüngsten Gericht dafür werden Rechenschaft ablegen müssen: «Ein Schwätzer ist nichts Besseres denn eine Schlange, die ohne Beschwörer sticht. Die Worte aus dem Munde eines Weisen sind holdselig; aber des Narren Lippen verschlingen ihn selbst. Der Anfang seiner Worte ist Narrheit, und das Ende ist schädliche Torheit. Ein Narr macht viele Worte; aber der Mensch weiss nicht, was gewesen ist, und wer will ihm sagen, was nach ihm werden wird? Die Arbeit der Narren wird ihnen sauer, weil sie nicht wissen, in die Stadt zu gehen» (11-15).

Schliesslich braucht der Mensch den Verstand nicht nur zum *Arbeiten* und zum *Reden*, sondern auch noch zum

Schweigen. Es gibt Situationen im Leben des Einzelnen und ganzer Völker, da der Verstand Schweigen gebietet und lehrt. Der Prediger schildert am Schluss des Kapitels solch eine Zeit; es ist ganz offensichtlich eine Zeit des waltenden Gerichts. Jesaja hat einmal den Auftrag, über Israel das Gerichtswort auszusprechen: «Ich will ihnen Jünglinge zu Fürsten geben, und Kindische sollen über sie herrschen.» Der Prediger schildert hier diesen eingetretenen Gerichtszustand. Ein hilfloses Kind sitzt auf dem Thron. Seine Ratgeber und Regierungsverweser sind Fürsten, von denen es heisst, dass sie «in der Frühe speisen». Wehe dem Land, in welchem die Fürsten in der Frühe speisen und am Abend dringliche Geschäfte vertagen, die stark sind beim Bankett und in der Ratssitzung schlafen. Wohl dem Land, dessen Fürsten zur rechten Zeit speisen, zur Nahrung und nicht zum Schlemmen. Wo nicht die Weisheit auf dem Throne sitzt, sondern ein schlecht beratenes Kind, da sinken die Balken und es regnet hinein, wie er sich drastisch ausdrückt. Es gilt unter den Hausbesitzern als Gipfel der Liederlichkeit, wenn einer es versäumt, den Unterhalt des Daches zu überwachen. Wehe dem Land und Volk, da auch die primitivsten Massnahmen landesväterlicher Weisheit fehlen. Dazu verlassen sie sich auf den Glanz einst vorhanden gewesenen Wohlstandes. Ein dummes Vertrauen auf einst vorhandene Grösse nährt die Faulheit. Das Geld wird mit beiden Händen zum Fenster hinausgeworfen. Lauter Zeichen der Gerichtsreife. In solchen Zeiten, sagt der Prediger, kann der Kluge seinen Verstand nur noch gebrauchen, indem er zwar Augen und Ohren auf tut, aber den Mund hält. Denn das ist dann die Zeit, da alles Reden nichts mehr nützt, weil es zu spät ist, Warnungen zu hören; zugleich die Zeit, da man nicht mehr hören *will*, da die Wände Ohren haben, modern gesprochen, da die Post und das Telefon überwacht wird. Dann heisst es schweigen. Nicht in der Schlafkammer, ja nicht einmal im

Herzen fluche dem Reichen und dem König, denn die Vögel des Himmels tragen die Stimme fort. Wer denkt da nicht an jenes majestätische Schweigen unseres Herrn, als sich die Menschen über ihn zu Gericht setzten! «Wehe dir, Land, dessen König ein Kind ist, und dessen Fürsten in der Frühe speisen! Wohl dir, Land, dessen König edel ist, und dessen Fürsten zu rechter Zeit speisen, zur Stärke und nicht zur Lust! Denn durch Faulheit sinken die Balken, und durch lässige Hände wird das Haus triefend. Das macht, sie halten Mahlzeiten, um zu lachen, und der Wein muss die Lebendigen erfreuen, und das Geld muss ihnen alles zuwege bringen. Fluche dem König nicht in deinem Herzen und fluche dem Reichen nicht in deiner Schlafkammer; denn die Vögel des Himmels führen die Stimme fort, und die Fittiche haben, tragen's weiter» (16-20).

Ein Loblied auf den menschlichen Verstand — ist das alles? So haben wir eingangs gefragt und nun erkannt, nein, der Verstand ist nicht alles, aber er ist immerhin einiges, das als Gottesgabe keineswegs zu verachten ist. Der Prediger redet bescheiden, gleichsam dem Boden entlang, von der Denkleistung des Menschen. Einige Narren der zwei hinter uns liegenden Jahrhunderte haben dem Verstand ganz andere Hochflüge zugetraut. Ein Prediger Salomo aber ist zu weise, als dass er dem Verstand Unmögliches zutraute. Aber im bescheidenen Rahmen des Möglichen ist der Verstand zu gebrauchen. Kant hat den Prediger gut verstanden, wenn er in seiner Abhandlung über «Was ist Aufklärung?» sagt: «Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!» Habe den Mut, nicht alles, was von oben kommt, schon deswegen als gescheit anzusehen, weil es von oben kommt. Habe den Mut, nicht alles für wahr zu halten, was von unten kommt, sei wachsam auch der Stimme des Herrn jedermann gegenüber. Habe den Mut, die Worte, Begriffe, Ansichten und Urteile, die fix und fertig verpackt von einem Gehirntrust aus in die Welt

hinaus zum Versand kommen, auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu prüfen. Habe den Mut, nicht alles als bare Münze anzunehmen, was das Leibblatt druckt. Im Zeitalter der gelenkten Völkerverdummung und der Propagandamöglichkeit für wahnwitzige Kriegsabenteuer ist es kein Luxus, sondern Gebot der Stunde, den Prediger Salomo aufzuschlagen und ins Loblied auf den Verstand, den der liebe Gott uns gegeben hat, mit einzustimmen.

«Lass dein Brot über das Wasser fahren»

¹ Lass dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit. ² Teile aus unter sieben und unter acht; denn du weißt nicht, was für Unglück auf Erden kommen wird. ³ Wenn die Wolken voll sind, so geben sie Regen auf die Erde; und wenn der Baum fällt — er falle gegen Mittag oder Mitternacht —, auf welchen Ort er fällt, da wird er liegen. ⁴ Wer auf den Wind achtet, der sät nicht; und wer auf die Wolken sieht, der erntet nicht. ⁵ Gleichwie du nicht weißt den Weg des Windes und wie die Gebeine im Mutterleibe bereitet werden, also kannst du auch Gottes Werk nicht wissen, das er tut überall. ⁶ Frühe säe deinen Samen und lass deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das geraten wird; und ob beides geriete, so wäre es desto besser. ⁷ Es ist das Licht süß, und den Augen lieblich, die Sonne zu sehen. ⁸ Wenn ein Mensch viele Jahre lebt, so sei er fröhlich in ihnen allen und gedenke der finstern Tage, dass ihrer viel sein werden; denn alles, was kommt, ist eitel. ⁹ So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und lass dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend. Tue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt, und wisse, dass dich Gott um dies alles wird vor Gericht führen. ¹⁰ Lass die Traurigkeit aus deinem Herzen und tue das Übel von deinem Leibe; denn Kindheit und Jugend ist eitel. Prediger 11

Dass der Prediger Salomo das Leben bejaht und dass das kein ahnungsloses oder gar billiges Ja zum Leben und zur Welt ist, das haben wir nun im Verlauf der Auslegung dieses Buches schon mehr als einmal gesehen; aber was er sich in diesem elften Kapitel an Lebensbejahung leistet, übertrifft das bisher Gehörte. Was er hier sagt, ist so kühn, dass es mehr als nur Mut braucht, ihm zu folgen: es braucht hier Glauben; und zwar Glauben im anspruchsvollen Sinn dieses Wortes, Glauben als Wagnis und als Abenteuer,

Glauben, wie er in jenem anderen berühmten elften Kapitel, im Neuen Testament, beschrieben ist in den Worten: «Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht dessen, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht» (Hebr. 11). Glauben als tätiges, zu kühnen Unternehmungen befähigendes Gottvertrauen. Das ist jener Glaube, der vor dem Unbekannten nicht erschrickt, der nach Neuland Ausschau hält, weil er Gott am Werk weiss und mit der Allmacht Gottes rechnet. Nach dem Glauben des Predigers ist Gottes Wirken geheimnisvoll und allgegenwärtig. Es ist, als redete Jesus in jenem Nachtgespräch mit dem alten Nikodemus (Joh. 3), wenn wir hier so etwas wie ein Glaubensbekenntnis des Predigers feststellen: «Gleichwie du nicht weisst den Weg des Windes und wie die Gebeine im Mutterleibe bereitet werden, also kannst du auch Gottes Werk nicht wissen, das er tut überall» (5). Es darf uns nicht wundern, dass der Glaube eines Mannes, der so vom allgegenwärtigen Wirken Gottes überzeugt ist, derart durchblutet und ins Leben eingreifend ist, wie das beim Prediger so ganz besonders auffällt. Dass man seinen Glauben separat haben könnte, dass man sich gleichzeitig im Leben ohne Glauben einrichten könnte, diese Gespaltenheit, diese Schizophrenie des Lebens sowohl wie des Glaubens käme einem Prediger absurd und völlig unfassbar vor. Man hat ihn darum mit gutem Recht auch schon den «alttestamentlichen Gesellschaftsphilosophen» genannt (K. Barth, «Der Christ in der Gesellschaft»), der in der Gestaltung der menschlichen Verhältnisse ein gewichtiges Wort mitzureden hat. Und nun unternimmt es hier der Prediger, uns in ein paar ganz schlichten und gerade in ihrer Schlichtheit grossen Bildern anschaulich vor Augen zu führen, wie er sich ein Leben aus dem Glauben denkt, aus dem Glauben an den Gott, der sein Werk, geheimnisvoll wie der Wind, «tut überall».

Das erste Bild stammt aus dem Leben der Seefahrer, die nach fernen Küsten ausziehen: «Lass dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit» (1). Schon die Wahl dieses Bildes ist bezeichnend und vielsagend. Dazu kommt, dass im ganzen Alten Testament das Wasser oft der Inbegriff von Unsicherheit ist, von Bedrohung und Gefahr. Sein Brot übers Wasser fahren lassen, heisst, es aufs Spiel setzen, die Gefahr, es könnte einem verloren gehen, nicht fürchten. Was uns damit empfohlen wird, ist also nichts Geringeres als ein Verzicht auf das, was man unter einer «gesicherten Existenz» allgemein schätzt; eine Absage an das Lebensideal, das jedem normalen Menschen natürlicherweise vorschwebt, jenes Leben ohne Angst von der Wiege bis zur Bahre: «Lass dein Brot übers Wasser fahren», diesen Ruf empfindet der Mensch zum mindesten als eine Zumutung. Die Deutung des Wortes ist zwar umstritten. Seit alten Zeiten fasste man es so auf, dass es sich hier um eine Aufforderung zur Wohltätigkeit und Freigiebigkeit handle. Wer sein Brot grosszügig mit dem Bruder und Nächsten teile, der werde es wieder finden nach langer Zeit. Dieser erbaulichen Deutung wird neuerdings (Delitzsch, Vischer) eine andere gegenübergestellt, die sagt, es handle sich hier um eine gewöhnliche Aufforderung zu kühnem Unternehmen, um die Empfehlung eines wagemutigen Lebensstils. Uns scheint, dass jede dieser beiden Deutungen etwas für sich habe, dass aber beide nur einen Teil des Ganzen erfassen; das Ganze aber, um das es hier geht, scheint uns eben das gottvertrauende Wagnis des Glaubens an Gott, «der sein Werk tut überall», zu sein. Einige Beispiele mögen erhellen, wie ein Leben aus dem Gottvertrauen heraus sich gestalten kann. Ich denke da vorab an jenen Schriftsteller, der seinen bürgerlichen Beruf aufgibt, um ein freier Geistesarbeiter zu sein. Oder an jenen Mann, der im Gehorsam und aus Gewissensgründen sich eines Tages gedrängt sah, einen angese-

henen Direktorenposten aufzugeben, um unter einigen Schwierigkeiten bescheiden und verborgen anderswo vorn anzufangen. So kann es tatsächlich aussehen, wenn ein Mensch sein Brot übers Wasser fahren lässt. Oder ich denke an jene Tochter, die mitten in den Jahren der wirtschaftlichen Hochkonjunktur ihre Sekretärinnenstelle quittiert, um einen bescheidenen Platz im Dienste der Gemeinnützigkeit anzutreten. Aber sicher hat auch manch ein schlichter Auswanderer sein Brot im Sinne des Predigers übers Wasser fahren lassen. Ich denke dabei an jene Pächtersfamilie, die vor einiger Zeit vom Waadtland her unterwegs nach Kanada in Bern vorbei kam, um von der Heimatstadt Abschied zu nehmen, weil ihr diese Heimat nicht mehr die Möglichkeit bot, mit ihren sieben Kindern gemeinsam auf der Scholle ihr Brot zu essen. Auch solche notwendige Auswanderung, wenn sie im Gottvertrauen geschieht, darf sich auf die Verheissung berufen «so wirst du es finden nach langer Zeit». Deutlicher reden die zahlreichen Beispiele der Bibel. Sicher hat Vater Abraham damals sein Brot übers Wasser fahren lassen, als er aus Vaterland und Freundschaft aufbrach, um in ein Land zu ziehen, das Gott ihm zeigen sollte. Auch ganz Israel, als es die Fleischtöpfe Ägyptens verliess und den Weg ins Gelobte Land durch Wasser und Wüste antrat. Auch die Jünger haben ihr Brot aufs Wasser geschickt, als sie dort am Seestrand auf den Ruf des Herrn hin aufstanden und nachfolgten. Wir wollen uns jedenfalls nicht verhehlen, dass uns in unserer mehr oder weniger bürgerlichen Lebensweise, die wir uns gar nicht wegzudenken vermögen, dies Wort des Predigers einige Mühe bereitet. Wenn es jeweilen so weit kommt, dass ein Mensch sein Brot übers Wasser fahren lässt, dann muss Gottes Ruf schon sehr deutlich an ihn ergangen sein und Gottes Hand schon sehr kräftig nach ihm gegriffen haben. Den Reichen aller Grade und aller Zeiten fällt es eben schwer, ins Himmelreich

einzugehen. Aber auch das ist zu beachten: Während in der Bibel die gesicherte Existenz keine Verheissung hat, wimmelt es von Verheissungen für den, der sein Brot übers Wasser fahren lässt. Man denkt da an die Worte des Herrn: «Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.» Oder ans andere Verheissungswort: «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles übrige hinzu getan werden.» «Lass dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit.» Dies erste Bild wird dann noch etwas näher ausgeführt in den Worten: «Teile aus unter sieben und unter acht; denn du weisst nicht, was für ein Unglück auf Erden kommen wird» (2). Auch dieses Wort kann man, der Tradition folgend, im Sinne der Wohltätigkeit auslegen. Man denkt dann etwa daran, dass «geben seliger ist denn nehmen» oder dass man sich in guten Tagen für die Zeit, da Unglück herein schlägt, Freunde erwerben soll mit dem ungerechten Mammon. Es wurde aber auch schon als ein Rat zu ganz gewöhnlich klugem Verhalten aufgefasst, etwa in dem Sinne, dass der Seefahrer nicht seine ganze Habe einem einzigen Schiff anvertrauen solle, modern gesprochen, dass man nicht seine ganze Barschaft auf die gleiche Bank legen, nicht seine ganzen Wertpapiere ins gleiche Unternehmen investieren solle und was derartige wirtschaftliche Vorsichtsmassnahmen sein mögen. Ich möchte auch da nicht die eine Auffassung gegen die andere ins Feld führen, sondern beide gleichsam zusammenfassen und überhöhen durch eine dritte, gesamtbiblische. Der Rat, in Anbetracht drohenden Unglücks «unter sieben und unter acht zu teilen», scheint uns weise noch in anderer Richtung als nur auf vernünftige Überlegung hin. Wenn Unglück droht, dann rät doch die Vernunft in der Regel nicht zum Teilen, sondern eher zur Konzentration, zur Zusammenfassung der vorhandenen Kräfte und Hilfsmittel. Es gehört

doch nicht gerade zur Kriegslist, dass wenn man einen besiegen will, dass man seine Kräfte vorher zersplittert und verzettelt. Wenn Unglück droht, dann rafften und hamstern die Menschen — der Prediger aber sagt: «Teile!» Die Bibel weiss um ein Geheimnis des Teilens, um ein Teilen besonderer Art. Als der heimkehrende Erzvater Jakob Unglück fürchtete, da, heisst es, habe er seinen ganzen Tross geteilt. Als Gideon der gewaltigen Übermacht der Midianiter gegenüberstand, da schickte er den Grossteil der Streitkraft nach Hause, und mit einem winzigen Teil zog er in den Kampf. Als der alte David mit dem kargen Rest des Heeres, das ihm Treue hielt, den Truppen seines aufrührerischen Sohnes gegenüberstand, auch da heisst es, David habe eine Teilung der an sich schon schwachen Streitmacht angeordnet. Die Welt kann ihre Stärke nur im Grossen und im Ganzen sehen, die Bibel aber weiss um eine geheimnisvolle Stärke im Teil, im Kleinen und Kleinsten. Es geht hier wahrscheinlich noch um etwas anderes als bloss um Tricks und taktische Massnahmen, es geht hier bestimmt auch ums Gottvertrauen, ums Vertrauen auf jene Kraft, die in den Schwachen mächtig ist. So ist es auch im Neuen Testament. Nirgends steht dort der vielgehörte Satz, so vernunftmässig und einleuchtend er auch sein mag, die Gemeinde Gottes auf Erden werde durch Einigkeit stark. «Einigkeit macht stark» — es gibt kein kirchenfremderes Wort als das. Eine Kirche, die durch Einigkeit stark wäre, eine mächtige und gefürchtete Kirche, wäre Gott ein Greuel. Die Stärke, die wahre Stärke der Kirche ist ihr Glaube und ihr Gottvertrauen. Darum glauben wir zwar an eine Einheit der Kirche; aber wir hören aus dem Neuen Testament von berufenstem Munde, dass die Gemeinde «eine kleine Herde» genannt wird, die ermuntert werden muss, dass sie sich nicht fürchten soll. Und wir hören, dass diese kleine Herde, doch offenbar nach Gottes Willen, erst

noch über die ganze Erde zerstreut leben wird. Die Gemeinde Christi lebt in der Diaspora, in der Zerstreuung, bis zum Jüngsten Tag, bis zum Tag der grossen endzeitlichen Sammlung und Vereinigung aus nah und fern, aus Ost und West. Der Geist dieser Welt kann nur Vertrauen haben auf Konzentration und Blockbildung, der Heilige Geist aber heisst uns Vertrauen haben auf den Gott, der im Teil wirksam und helfend ist, der geheimnisvoll kommt wie der Wind und der «sein Werk tut überall». Es scheint uns, es sei letztlich eben dies Gottvertrauen, das hier spricht, wenn der Prediger — ausgerechnet im Angesicht herannahenden Unglücks! — rät: «Teile aus unter sieben und unter acht.»

Das zweite Bild des Gottvertrauens fällt dem Prediger zu nicht vom Wasser, sondern vom Festland her, aus dem Bereich der Landwirtschaft, es dreht sich um Aussaat und Ernte. Auch Saat und Ernte sind alles andere, nur nicht gesichert, sie sind umdroht und umwittert von Wind und Regen. Über die Elemente aber haben wir Menschen letztlich die Gewalt nicht. Gott allein ist der, von dem wir singen «der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn». Der Sturm mit seinen Verheerungen und mit seiner Enthüllung der menschlichen Ohnmacht wird wuchtig geschildert in den Worten: «Wenn die Wolken voll sind, so geben sie Regen auf die Erde; und wenn der Baum fällt — er falle gegen Mittag oder gegen Mitternacht —, auf welchen Ort er fällt, da bleibt er liegen» (3). Und nun gibt es beim Säen und beim Ernten ein Beachten der Witterung, das durchaus vernünftig und geboten ist. Aber es gibt auch ein ungutes Achten aufs Wetter. Wer statt auf Gott auf den Wind schaut, wer statt seinen Blick auf Gott zu richten, sich durch die Wolken bannen lässt, der wird in seinem Tun und Lassen gelähmt und wird schliesslich überhaupt nichts mehr tun. Als Petrus auf den Wind schaute, da sank er: «Wer auf den Wind achtet, der säet nicht; und wer auf die Wolken sieht, der erntet nicht» (4). Wer aber auf Gott

vertraut, der weiss, dass Gott der Herr ist über den Wind und dass Gott «sein Werk tut überall», der wird in Hoffnung säen und ernten in Geduld. Es ist somit auch da wie bei der Seefahrt ein kühnes Bild frisch wagenden Gottvertrauens. Der Landmann wird hier aufgefordert, zu säen trotz dem Wind und zu ernten trotz den Wolken: «Frühe säe deinen Samen und lass deine Hand des Abends nicht ab; denn du weisst nicht, ob dies oder das geraten wird; und ob beides geriete, so wäre es desto besser» (6). Es ist ein bemerkenswertes Angebot, das hier ergeht. Wer auf Gott vertraut, soll die ängstliche Sorge herausgeben und ablegen. Es ist ein Stück Freiheit, die Befreiung von der Herrschaft der Sorge, um die es hier geht. Es ist, als hörten wir hier den Herrn selber reden: «Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch; seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?» Warum greifen wir da nicht zu? Das wäre es doch! Warum zieht der Mensch die Knechtschaft der Sorge immer wieder der Freiheit des Gottvertrauens vor?

Gott will doch, das ist die Überzeugung des Predigers, dass seine Menschenkinder glücklich sind. Gott hat mehr Freude am Kinderlachen als an ihrem Weinen. Es ist doch nicht Gottes Wille, dass wir vor lauter Wind und Wolken die Sonne nicht mehr sehen. Es ist etwas dran, wenn unsre Jungen singen: «Regen, Wind, wir lachen drüber.» Der Mann, der auf Gott vertraut, heisst uns hier tatsächlich über Wind und Wolken lachen. (Man kann auch einmal über die Hitze lachen.) Und wenn es in jenem bereits angeführten Lied heisst: «Bruder, lass den Kopf nicht hängen, kannst ja nicht die Sterne sehn», dann mahnt uns hier der Prediger: «Bruder, lass den Kopf nicht hängen, kannst ja nicht — die Sonne sehn!» Es gibt eine Sonne! Gott lässt eine Sonne scheinen. Sie ist «das grosse Licht, das den Tag regiere», wie es schon auf der ersten Bibelseite von ihr heisst. Die

Sonne will den Tag regieren als das grosse Licht, deinen Lebenstag: «Süss ist das Licht, und den Augen lieblich, die Sonne zu sehen» (7). Und diese Sonne soll allen Menschen scheinen, so hat es Gott selber verordnet. Und der Schreier, denen kein Platz an der Sonne vergönnt ist — «Brüder, zur Sonne, zur Freiheit, zum Licht» —, ist ein göttlich berechtigter Aufschrei. Denn Gott will, dass der Mensch sich freue. Freilich Sonnenkultus jeglicher Art liegt dem Prediger fern. Nicht vergessen hat er, dass «alles eitel ist», auch das Licht der Sonne. Wenn er aber die Aufforderung, das Licht der Sonne zu geniessen, damit begründet, dass diese Sonne ja bald genug untergeht und es dann gänzlich Nacht wird, wenn er sagt, «gedenket der finsternen Tage, dass ihrer viel sein werden» (8), dann wissen wir es hier anders als der Weise des Alten Bundes. Wir wissen um die andere Sonne, die nicht untergeht, wir wissen um den «sol invictus», die unbesiegte Sonne, welche die lange Todesnacht regiert. Aus dem Glauben an Christus aber schliessen wir: Wenn schon das geschaffne Licht so süss sein kann, wie wird erst das unerschaffne Licht schmecken! Das will aber natürlich nicht heissen, dass das Wissen um jene wahrhaft herrliche Sonne dazu verleiten darf, das vergängliche Tageslicht zu verachten. «Süss ist das Licht, und den Augen lieblich, die Sonne zu sehen.» Das Leben ist auch schon deswegen schön, weil der Schöpfer es uns gegeben hat, und ist es auch schon um des Schöpfers willen wert, geliebt, gelebt und gewagt zu werden. Ja, so wie der Mensch im Allgemeinen das Recht hat, sich des Lebens zu freuen, so vor allem der junge Mensch. Damit sind wir angelangt beim dritten Bild, das aus dem Menschenleben selber stammt:

Der Jüngling. «So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und lass dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend. Tue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt, und wisse, dass dich Gott um dies alles wird vor Gericht

führen» (9). Freuen soll sich die Jugend, und zwar ganz, von Herzen und mit den Augen. «Trinkt, o Augen, was die Wimper hält!» Die Jugend hat nicht nur das Recht, sie hat die Pflicht, sich zu freuen, wissend, dass Gott sie für all ihr Tun und Lassen zur Verantwortung ziehen wird; das heisst, sie soll sich freuen innerhalb der Grenzen des göttlichen Gebotes, da aber ganz und gar. Wir fragen: Was ist das für eine Zeit, in der man die Jugend(!) auffordern muss, sich zu freuen? Ist nicht unsere Zeit ähnlich wie die des Predigers? Wird es nicht auch heute wieder nötig und dringlich, eine allzu freudlose, eine allzu strebsame, eine allzu praktische und Zweck gefangene Jugend zu Spiel und jugendlicher Unbeschwertheit aufzufordern? Ja wir fragen weiter: Ist es am Ende überhaupt zu allen Zeiten viel weniger selbstverständlich, als man allgemein annimmt, dass Jugend sich freuen kann? Ist das Sichfreuen, das der Prediger hier offenbar meint, etwas, das man einfach nur so kann? Wenn Freude selbstverständlich wäre, was hat denn Gott veranlasst, ein Übriges und Besonderes zu tun, damit Menschen sich freuen können? Warum hat Gott dann in jener Nacht seinen Engel beauftragen müssen, den Menschen auf Erden mitzuteilen: «Siehe, ich verkündige euch grosse Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr»? Ist am Ende die Jugend in Wirklichkeit so dran, dass sie der Aufforderung des Predigers ja herzlich gern Folge leistete, wenn sie nur könnte? — dass sie das aber nicht wagt, weil sie (gebranntes Kind scheut das Feuer) sich fürchtet vor sich selbst, weil sie Angst hat vor einer Freude, die ja doch nur Leere und Enttäuschung hinterlässt? Sind die Jünglinge so selten, die ahnen, wie sehr alle Freude enttäuscht, es sei denn jene eine, welche «die grosse Freude» genannt ist, die Christusfreude?

Und umgekehrt fragen wir — der Prediger ist doch offenbar ein alter Mann —, was ist das für ein seltener alter

Mann, der da die Jugend in so starken Worten zum Frohssein auffordert, dass daraus sogar teilweise Anregung zu einem Studentenkantus (Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus) erwachsen konnte? Die Jugend aller Länder und aller Zeiten ist es doch sonst gewohnt, dass alte Männer auf diesem Gebiet weit eher geneigt sind, die Bremse zu ziehen, als auf den Gashebel zu drücken. Das ist doch sonst die Art der alten Männer (sie wissen warum und haben ihre Gründe dafür), in Bezug auf Jugendfreuden ängstlich zu sein, misstrauisch, voller Ahnungen und Mahnungen. Und da kommt nun ein alter Mann, der selber den eitlen Freuden dieser Welt auf den Grund geschaut hat, und fordert den Jüngling auf, sich in seiner Jugendzeit von Herzen und mit Augenlust zu freuen! Wir fragen: Kann der Prediger das anders als eben nun noch einmal in jenem kühnen Gottvertrauen? Die Aufforderung «so freue dich, Jüngling, in deiner Jugend» ist im genau gleichen Wagemut des Gottvertrauens gesprochen wie vorher die Aufforderung, das Brot übers Wasser fahren zu lassen und allen Unbilden der Witterung zum Trotz zu säen und zu ernten. Wage es, trotz der sicher nicht unbegründeten Ängstlichkeit des Alters und trotz deiner eigenen Angst, wage es, in Gottesfurcht und Gottvertrauen jung zu sein und das Leben zu leben. Und recht jung ist, wer sein Brot übers Wasser schickt und wer auch in stürmischer Zeit früh und spät seinen Acker bestellt. Solch Gottvertrauen in der Zeit hat eine Verheissung, die schlussendlich aufs Ende der Zeit hinweist: «Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen weinend hin und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.»

«Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend»

¹ *Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht;* ² *ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden und Wolken wieder kommen nach dem Regen;* ³ *zur Zeit, wenn die Hüter im Hause zittern, und sich krümmen die Starken, und müssig stehen die Müller, weil ihrer so wenig geworden sind, und finster werden, die durch die Fenster sehen,* ⁴ *und die Türen an der Gasse geschlossen werden, dass die Stimme der Mühle leise wird, und man erwacht, wenn der Vogel singt, und gedämpft sind alle Töchter des Gesangs;* ⁵ *wenn man auch vor Höhen sich fürchtet und sich scheut auf dem Wege; wenn der Mandelbaum blüht, und die Heuschrecke beladen wird, und alle Lust vergeht (denn der Mensch fährt hin, da er ewig bleibt, und die Klageleute gehen umher auf der Gasse);* ⁶ *ehe denn der silberne Strick wegkomme, und die goldene Schale zerbreche, und der Eimer zerfalle an der Quelle, und das Rad zerbrochen werde am Born.* ⁷ *Denn der Staub muss wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.* ⁸ *Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, ganz eitel.* ⁹ *Derselbe Prediger war nicht allein weise, sondern lehrte auch das Volk gute Lehre und merkte und forschte und stellte viele Sprüche.* ¹⁰ *Er suchte, dass er fände angenehme Worte, und schrieb recht die Worte der Wahrheit.* ¹¹ *Die Worte der Weisen sind Stacheln und Nägel; sie sind geschrieben durch die Meister der Versammlungen und von einem Hirten gegeben.* ¹² *Hüte dich, mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Büchermachens ist kein Ende, und viel Studieren macht den Leib müde.* ¹³ *Lasst uns die Hauptsumme aller Lehre hören: Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das gehört allen Menschen zu.* ¹⁴ *Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, alles, was verborgen ist, es sei gut oder böse. Prediger 12*

Das letzte Kapitel des «Prediger Salomo» beginnt mit einem freundlichen Wort. «Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend»; freundlich ist diese Mahnung, wenn man beachtet, was der Prediger hier eigentlich zu sagen vorhat. Er will uns nämlich ans Altwerden und an unser Sterben erinnern. Es ist eine Art Spiegel, der uns hier vorgehalten werden soll, in welchem jeder sein Bild sehen kann. Gewöhnlich geschieht das freilich in umgekehrter Richtung; man blättert im Photoalbum, sieht sich Bilder von Kindern und jungen Menschen an und stellt mehr oder weniger belustigt oder wehmütig fest, wie man einst, als man noch jung war, aussah. Hier zeigt der Prediger dem jungen Menschen gleichsam das Photoalbum seiner Zukunft, wie er einst mutmasslich aussehen wird. Irgendein armer Heide aus alter oder neuer Zeit würde sich da freilich etwas anders ausdrücken, als der Prediger es tut. Wir denken an das berühmte «memento mori», «denk an den Tod». An den Tod denken ist aber, das weiss keiner besser als unser Prediger, ein recht trauriges Geschäft. Darum sagt er nun gerade nicht «memento mori», sondern «memento creatoris», denk an den Erschaffer des Lebens, der auch der Erhalter des Lebens ist, denk an den Herrn über Leben und Tod. Es soll, wenn auch ein ernstes, so doch kein hoffnungsloses, es soll ein tröstliches Gedenken sein: «Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend.»

Eine weitere Freundlichkeit besteht darin, dass der Prediger für die Darstellung des Alterns und des Sterbens die etwas verhüllte Form des Gleichnisses wählt. Er ist offenbar der Ansicht, dass wir dem Altwerden und dem Tod zwar tapfer in die Augen sehen, aber nicht davor erschrecken sollen. Man kann sich zu wenig, aber auch zuviel damit beschäftigen. Und nun fassen wir ein Herz und schauen wir hinein in den vorgehaltenen Spiegel. Es folgt hier zunächst die ganz allgemein gehaltene Aussage: «Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage

kommen und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht» (1). Altwerden, so sagt hier der Prediger, ist nicht schön, alte Tage sind «böse Tage». Sogar wenn's ein so genannt «schönes Alter» wäre, ist es nicht schön. Jungsein ist zwar auch nicht immer schön, auch junge Tage können böse Tage sein. Dennoch ist Jungbleiben schöner als Altwerden. Diese Erkenntnis hängt nicht von unserem persönlichen Dünken oder Empfinden ab, sondern sachlich vom Wesen des Alters. Das Alter hat einen nahen Verwandten, das ist der Tod. Der Tod aber ist nicht schön. Der Tod ist ein Feind, und zwar einer im Angriff. «Der Tod hat seine eigene Dynamik, in der er auch auf Räume, die eigentlich der Lebenswelt angehören, übergreift» (K. Barth, KD. III, 2, S. 719). Er strebt darnach und es gelüstet ihn, seine Offensive möglichst tief ins Menschenleben hinein vorzutragen. Alterserscheinungen sind Zeichen des vorrückenden, des herannahenden Todes. Der Tod kommt. Und was den Tod recht eigentlich schwerwiegend macht, ist die Tatsache, dass er ein Werkzeug des göttlichen Gerichtsvollzuges ist. Mit dem Tod tritt uns der zürnende Gott entgegen. Wäre der Tod nur so ein neutrales, harmloses Nichts, wie es die Buddhisten etwa darstellen, dann könnte man ihm mit gelassenem Trotz entgegengehen. Aber so harmlos ist es mit dem Tod nun eben nicht; er ist ein Stück Gottesgericht, «der Tod ist der Sünde Sold», darum ist Tod nie schön. Und ebenfalls darum, nicht einmal in erster Linie wegen der Gebrechen, die sich einstellen, sondern weil Feuer vom letzten Feuer des göttlichen Gerichts drin brennt, darum ist auch der Vorbote des Todes, das Alter, nicht schön. Und weil die Jugend, wenigstens in der Regel, noch etwas mehr Distanz hat von dieser besonderen Art des Gerichtsfeuers, darum ist sie schöner. Das ist die verhältnismässige Berechtigung, das ist das Körnlein Wahrheitsgehalt der Lieder, welche die Jugend besingen, auch des ein wenig frechen Liedleins:

«Wir sind jung, und das ist schön.» Und das ist zunächst der tiefe Sinn der Mahnung, an den Schöpfer zu denken in der Jugend, «noch ehe die bösen Tage kommen und die Jahre sich einstellen, von denen du sagen wirst: Sie gefallen mir nicht».

Nach dieser allgemeinen Einleitung folgen nun die teilweise etwas schwierig zu deutenden Gleichnisbilder vom Altwerden und vom Sterben. Zuerst das Licht, genauer gesagt, dessen Verdunkelung. Wir wissen, wie sehr der Prediger die Sonne liebt: «Süß ist das Licht, und den Augen lieblich, die Sonne zu sehen» (11,7). Aber die Sonne geht unter, dies «geschaffne Licht» hat nicht Bestand. Mond und Sterne kommen zwar herauf, aber der getrübe Blick des Alters und gar das gebrochene Auge des Toten versagt den Dienst. In jungen Jahren tröstet man sich am trüben Tag etwa damit, dass «nach Regen die Sonne scheint»; aber im Alter stimmt auch das oft nicht mehr, da folgt auf Regen neuer und immer neuer Regen. Hierher gehört die Klage jenes alternden Mannes, der in seiner Ehe nicht mehr ganz zurechtkam: «Bei uns ist ein einziger Regentag.» Etwas von solch anhaltender Regenzeit meint wohl der Prediger in den Worten: «Gedenke an deinen Schöpfer, ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden und Wolken wieder kommen nach dem Regen» (2).

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen werden die verheerenden Veränderungen aufgezählt, welche das Altwerden an den einzelnen Organen unseres Körpers bewirkt. «Die Hüter im Hause zittern.» Damit sind Arme, Hände und Fäuste gemeint, sie, die Verteidiger des Hauses, sie werden im Alter zittrig. Die Handschrift wird unsicher, und mit dem Einfädeln will's auch nicht mehr recht. «Und die Starken krümmen sich.» Die Starken, das sind die Beine; sie werden im Alter krumm. «Die Untertanen wollen nicht mehr gehorchen», wie der Volksmund nicht

ohne Humor sich äussert. «Und die Müller stehen müssig, weil ihrer so wenig geworden sind.» Wörtlich heisst es die Müllerinnen, die Mahlmägde, die mit vorrückendem Alter weniger und immer weniger sind; gemeint sind die Zähne. Im Stall spricht man vom lieben Vieh heute noch, wenn es wiederkäut, es «mahle». «Und finster werden, die durch die Fenster blicken.» Die durch die Fenster sehen, da denkt man unwillkürlich an Gottfried Kellers «Augen, meine lieben Fensterlein, lasset freundlich Bild um Bild herein, einmal werdet ihr verdunkelt sein». Es böset mit den Augen. Es hat einmal einer gesagt, am Tage, da du die Wohnung mit dem Ruf erfüllst «Wo ist meine Brille?», wird es endgültig erwiesen sein, dass du alt geworden bist. Das Brillensuchen ist in der Tat ein untrügliches Alterszeichen. «Und die Türen an der Gasse geschlossen werden.» Die Türen gegen die Gasse hin, das sind die Ohren, das Gehör nimmt ab. Die «Stimme der Mühle wird leise»; wenn die Müllerinnen die Zähne waren, dann wird die Mühle doch wohl der Mund sein, und «die Stimme der Mühle» ist die Sprache, das Reden wird mühsam. «Und man erwacht, wenn der Vogel singt.» Man geht zwar «mit den Hühnern ins Bett», aber man erwacht mit den Vögeln. Es hat mir einst in der Kindheit ein ällicher Knecht auf die Frage, warum die alte Mähre sich nicht mehr niederlege, während das junge Ross, wenn man morgens in den Stall komme, des öfters noch liege, etwas hässig geantwortet: «Warte nur, bis dass es dir einst auf die Kappe geschneit hat, dann wirst du nicht mehr so dumm fragen, warum die jungen Rosse schlafen und die alten stehen bleiben!» «Und gedämpft sind alle Töchter des Gesangs.» Die Töchter des Gesangs, das sind die Lieder, diese sind gedämpft. Das kann beides bedeuten, entweder man kann nicht mehr singen, oder man hört nicht mehr, wenn andere es tun. «Wenn man auch vor Höhen sich fürchtet.» Man spürt's vielleicht zuerst beim Radfahren, aber auch schon beim

Treppensteigen, geschweige denn in den Bergen, wenn der Atem nicht mehr will. «Und man scheut sich auf dem Weg», wörtlich: «Schrecknisse drohen auf dem Weg»; man wird schwerfällig und umständlich, die geringste räumliche Veränderung kann einen aus der Fassung bringen. Darum steht man schon eine halbe Stunde vor Abfahrt auf dem Bahnsteig. Von da an sind die Bilder schwierig zu deuten. «Der Mandelbaum blüht.» Darin vermutet man einen Hinweis aufs weisse Haar. «Die Heuschrecke wird beladen», vielleicht eine Anspielung auf den steifen, steckigen Gang des Alters. «Und alle Lust vergeht.» Hier steht im Urtext der Name einer Frucht, Kaper heisst sie, von der man sagt, sie sei appetitanregend. Auch Aufpeitschungsmittel wirken nicht mehr. Grandios sind die Bilder, mit denen er die Auflösung der Kräfte und das Sterben schildert: «Der silberne Strick zerreisst», «die goldene Schale zerbricht», «der Krug zerschellt an der Quelle», «das erlechte (ausgetrocknete) Schöpfrad stürzt in den Ziehbrunnen hinunter» (6). Was immer im einzelnen unter diesen gewaltigen Gleichnisworten verstanden werden soll, jedenfalls das ist gewiss, es ist nach der Anschauung unseres Predigers kostbar, was dann zerbricht, wenn ein Menschenleben zu sein aufhört; nur die edelsten Bilder sind ihm gut genug. Begründet ist die Trauer, sooft die «Klagemänner auf der Strasse» (5) den Hinschied eines Menschen ankünden. Ein Menschenleben ist ein kostbar Gut. Aber hoffnungslos dürfen wir den Prediger nicht nennen, denn der Krug zerbricht immerhin an der Quelle, dort, wo er hingehört, auch noch in Scherben, wie Wilhelm Vischer mit Recht bemerkt, wenn er auf das Psalmwort hinweist: «Bei dir ist die Quelle des Lebens, und in deinem Licht sehen wir das Licht.» Und nicht ins Nichts zerfällt der Mensch, dieweil «der Geist in die ewige Behausung fährt». Zwar «muss der Staub wieder zur Erde kommen,

wie er gewesen ist», aber «der Geist zu Gott, der ihn gegeben hat» (3-7).

Und nun stellt sich uns die Frage, was wohl den Prediger bewogen haben mag, sein Buch auf diese Weise mit einem besonderen Appell an die Jugend zu beschliessen. Will er damit etwas sagen, was der Jugend schmeicheln würde, für das Alter hingegen wenig schmeichelhaft wäre? Hält es der Prediger am Ende mit jenem jungen Seelsorger, der sich einst dahin äusserte, er werde sich in seiner Gemeinde ganz auf Jugendarbeit spezialisieren, mit den Alten sei ja doch nichts Vernünftiges mehr anzufangen, die könne man nur noch sterben lassen? Für so hochmütig und für so beschränkt halten wir nun freilich unseren Prediger nicht. Dieser Mann weiss zwar, dass es ein uneinsichtiges Alter gibt. Aber es ist ihm nicht entgangen, dass es weiss Gott auch bei der Jugend an Einsicht mangeln kann. Dass der Mensch mit dreizehn Jahren das leistungsfähigste Gedächtnis hat und am mühelosesten auswendig lernt, während es dem Menschen nach Überschreitung des vierzigsten Altersjahres in der Regel anfängt schwer zu werden, für neue Erkenntnisse zugänglich zu sein, solche Gemeinplätze der allgemeinen Menschenkenntnis sind dem Prediger nicht unbekannt. Aber es kommt ihm bestimmt nicht in den Sinn, dem Wirken Gottes eine Altersgrenze vorhalten zu wollen oder gar zu meinen, Gott sei an die Verkürzungen und Gebrechlichkeiten, die das Altern mit sich bringt, gebunden. Eine zynische Preisgabe des Alters hätte die ganze Bibel gegen sich, will doch der Schöpfer allen Lebens «euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet». Es kann dem Prediger nicht unbekannt sein, dass immerhin ein Abraham ein Greis von 75 Jahren war, als er von Gott jenen bedeutsamen Befehl erhielt, sein Vaterland und seine Freundschaft zu verlassen und sich aufzumachen nach dem Land, das Gott ihm zeigen wird. Moses aber war vierzig Jahre alt, als er die jugendliche Torheit beging, den Ägyp-

ter zu erschlagen, und damit bewies, dass er noch nicht reif war für das Werk, wozu ihn Gott ausersehen hatte. Er musste noch einmal vierzig Jahre in der Wüste die Schafe Jethros hüten, bis dass der Ruf an den Achtzigjährigen erging, das Volk aus Ägyptens Sklaverei zu führen. An der Schwelle des Neuen Testaments aber begegnet uns das greise Ehepaar Zacharias und Elisabeth, welche zu dem entscheidenden Werk berufen werden, die Eltern des Täufers zu sein. Und es ist der hochbetagte Simeon und das steinalte Weiblein Hanna, welche ausersehen sind, Zeugen der Darstellung des Herrn im Tempel zu sein. Dann ist es der junge Petrus, dem der Herr eröffnet «da du jung warst, gürtetest du dich selber», dem alternden Petrus aber wird verheissen «wenn du aber alt wirst, wird ein anderer dich gürteten». Und es ist der greise Paulus, der aus Rom, am Rande seines nahen Todes, an die Philipper die wahrhaft jugendlichen Worte schreibt: «Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod der himmlischen Berufung.» Und offenbar sind es doch gerade Menschen reiferen Alters, denen zuzurufen der Herr nicht müde wird, zu werden wie die Kinder, um ins Reich Gottes einzugehen. Wäre am Alter Hopfen und Malz verloren, dann hätte ihm der Herr solches weder zugemutet noch anboten. Nein, nein, der Prediger ruft nicht speziell die Jungen auf, des Schöpfers zu gedenken, weil das den Alten nicht mehr möglich wäre! Der Glanz der Ostern fällt auf manch ein graues Haupt.

Aber fragen wir noch einmal, warum dieses in der Tat auffällige «Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend»? Handelt es sich gar, wie auch schon vermutet wurde, um eine Anspielung auf die noch unverbrauchte und ungeschwächte Genussfähigkeit des jungen Menschen? Hält es der Prediger vielleicht mit Lord Byron, der sich einmal zur Klage hinreissen liess: «Es gibt nur ein Unglück im Leben,

das nicht wieder gut zu machen ist, und das ist, nicht mehr 25 Jahre alt zu sein»? (A. L. Vischer, «Das Alter als Schicksal und Erfüllung», S. 136). Will der Prediger den Jungen die bekannte Torschlusspanik einjagen und sie daran erinnern, wie bald die «blühende, goldene Zeit» vorbei sein werde, dass sie darum den Tag pflücken und die Gelegenheit zum Lebensgenuss nicht verpassen solle? Das ist nun allerdings immer und immer wieder, wie wir gesehen haben, das Anliegen des Predigers, dass der Mensch das Leben lebe. Aber, was heisst das, wenn der Prediger das Leben lebt? Er sagt ausdrücklich nicht «Geniesse das Leben in deiner Jugend», sondern «Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend». Ja, meint der Prediger, benutze die Chance, pack die Gelegenheit beim Schopf, aber wozu? Die Gelegenheit, die hier benutzt werden soll, besteht darin, dass der Mensch schon in seiner Jugend seines Schöpfers gedenkt. Das kann doch jetzt nichts anderes heissen als: Benutze Hände und Füsse, solange sie ihren Dienst nicht versagen, um sie nach dem Willen des Schöpfers zu gebrauchen. Benutze die Zähne, bevor sie ausfallen, um dankbar zu essen, was dir der Schöpfer auf den Tisch gibt. Brauch deine Augen, um anbetend anzuschauen, wie reich und schön der Schöpfer seine Welt ausgestattet hat, und das kannst du nur dann recht, wenn du deine Augen brauchst, um deine Bibel zu lesen, bevor du eine Grossdruckbibel brauchst und bevor du sie überhaupt nicht mehr zu lesen vermagst. Benutze deine Stimme, bevor sie «schitter» wird, um zum Lobe deines Schöpfers Psalmen und geistliche liebliche Lieder zu singen. Benutze deine Ohren, solange sie nicht verschlossen sind, um die Geheimnisse des Reiches Gottes zu vernehmen, die köstliche Botschaft vom Sieg über Alter und Tod. Und solange du Weg und Steg gebrauchen kannst und dich nicht vor dem Ausgehen fürchtest, suche fleissig den Ort auf, da Gottes Ehre wohnt und da die Gemeinde sich versammelt.

Tatsächlich, das Leben, das dir hier unter der Sonne gegeben ist, es ist eine einmalige Gelegenheit. Man kann im Leben manche Gelegenheit verpassen, und das ist nicht einmal immer tragisch zu nehmen. Es hat schon mancher einen Zug verfehlt, und es hat sich nachträglich herausgestellt, dass es kein Unglück war. Aber unausdenkbar wären die Folgen, wenn du die eine Gelegenheit verpassen würdest, den Schatz im Acker zu entdecken und die eine Perle zu kaufen, welche die köstliche heisst, und wenn die «Klagemänner auf der Strasse» eines Tages den Hinschied eines Menschen ankündigen müssten, der es fahrlässig versäumt hatte, seines Schöpfers zu gedenken. Solch ein Leben wäre nicht gelebt, sondern vertan.

Das Erschütternde ist nur, dass die Jugend eben gerade an diesem Punkt merkwürdig uneinsichtig zu sein pflegt. Der junge Mensch ist trotz seinen scharfsichtigen Augen fast durchs Band weg das Opfer jener seltsamen optischen Täuschung, die ein Adalbert Stifter (1805-1868) in folgenden Worten beschreibt: «Das Leben ist unermesslich lang, solange man noch jung ist. Man meint immer, noch recht viel vor sich zu haben und erst einen kurzen Weg gegangen zu sein. Darum schiebt man auf, stellt dieses und jenes zur Seite, um es später vorzunehmen. Aber wenn man es vornehmen will, ist es zu spät, und man merkt, dass man zu alt ist. Darum ist das Leben ein unabsehbares Feld, wenn man es von vorn ansieht, und es ist kaum zwei Spannen lang, wenn man am Ende zurückschaut» (A. L. Vischer, «Das Alter als Schicksal und Erfüllung», S. 59). Das ist die sonderbare Selbsttäuschung, der beinahe jeder junge Mensch erliegt. Und wir wiederholen, wenn es nur «dieses oder jenes» ist, das man hinausgeschoben hat, und nachher war es, um mit Stifter zu reden, «zu spät», nun, dieser Schaden ist zu verschmerzen. Aber wenn es die Gnade war, mit der uns Gott frühe füllen wollte (Psalm 90,14), und wir haben die Annahme hinausgeschoben, das wäre ein Zuspät

von unabsehbarer Tragweite und Schrecklichkeit. Benutzt aber ein junger Mensch seine Zeit, wie es der Prediger vorschlägt, dann ist an ihm ein regelrechtes Wunder geschehen. Aufzwingen lässt sich darum dieses Angebot nicht, aber an wem dies Gnadenwunder geschehen ist, dem kann es widerfahren, dass es ihm wie Schuppen von den Augen fällt, der hat hinterher schwer zu begreifen, warum er sich der suchenden Gnade so lange Jahre verschliessen konnte, der schaut auf sein gottloses Leben zurück wie im Gedicht vom «Reiter auf dem Bodensee», den reut nachträglich jedes Jahr, das er ohne Gott vertan hat. Wer die Seligkeit geschmeckt hat, Stunden und Augenblicke in Gottes heiliger und gnädiger Gegenwart verbracht zu haben, der erkennt rückschauend, dass Stunden und Augenblicke ohne Gott tatsächlich verlorene Stunden und leere Augenblicke sind, und handelte es sich um so genannte «Höhepunkte des Lebens», und er kann von Herzen mit Johann Scheffler einig gehen: «Ach, dass ich dich so spät erkenne, / du hochgelobte Liebe du, / und dich nicht eher mein genenne, / du höchstes Gut und wahre Ruh, / es ist mir leid, ich bin betrübt, / dass ich so spät geliebt.»

Zu beachten ist hier, dass solche Gottesferne, auch wenn ein junger Mensch sie leicht nimmt, vom Vater im Himmel durchaus nicht leicht ertragen wird. Ich bekam vor einigen Wochen eine Kinderzeichnung unter die Augen, die mir einen ungewöhnlichen Eindruck hinterliess. Ein Sonntagsschüler, dem offenbar das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählt worden ist, versucht da sein Empfinden über das Gehörte wiederzugeben. Den Vater, von dem es heisst «er sah ihn von ferne», stellt er dar, wie dieser mit einem Feldstecher den Horizont nach seinem verlorenen Kind absucht. Gott sucht gleichsam mit dem Fernglas die Erde ab nach seinen verlorenen Kindern. Mag der Mensch seines Schöpfers nicht gedenken, der Schöpfer gedenkt des Menschen. Die christliche Kirche feiert von alters her einen

der Sonntage während der Passionszeit, welchem sie den merkwürdigen Namen «Reminiscere» gibt. Diese Bezeichnung ist gewählt in Anlehnung an jenes Psalmwort: «Gedenke, Herr, an deine Barmherzigkeit und an deine Güte, die von der Welt her gewesen ist» (Psalm 25). Im Blick auf all die Menschenkinder, die nicht an ihren Schöpfer gedenken, weder in der Jugend noch im Alter, kann die Kirche tatsächlich nichts Besseres und nichts Dringlicheres tun, als sich durch solche Verlorenheit ins Fürbitten und Flehen hinein treiben zu lassen: «Gedenke, Herr, an deine Barmherzigkeit —.» Wie gut, dass es einen Sonntag «Reminiscere» gibt!

Ausser diesem Gedenken aber ist alles eitel: «Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, ganz eitel», so stand es am Eingang des ganzen Buches, so wurde es uns all die Kapitel hindurch mit majestätischer Eintönigkeit eingehämmert, so steht es nun noch einmal am Schluss (Vers 8). Er hat mit ungemilderter Wucht und Schärfe geredet, und wir haben es während der Beschäftigung mit diesem Buch oft genug gleichsam am eigenen Leib erfahren, wie sehr das zutrifft, was da offenbar ein späterer Leser des Buches in einem Nachsatz notiert: «Die Worte der Weisen sind Stacheln und Nägel» (11). Diese Worte hauen und stechen wie chirurgische Instrumente in alles Ungesunde hinein, nicht um weh zu tun, sondern um zu heilen und zu helfen. Es ist darum gewiss eine «gute Lehre» (9.10), die der Prediger da in wohlüberlegten Sprüchen formuliert, niedergeschrieben und gesammelt hat, gut, weil sie so unbestechlich wahrhaftig ist. Wir haben hier etwas von jenem Wort, von dem es heisst, es sei «lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert.» Man nimmt dem Prediger diese Lektionen darum mit einer gewissen Bereitwilligkeit ab, weil man den bestimmten Eindruck erhält, dieser Prediger predige sich selber nicht weniger als andern, und was er sage, das sei von ihm selber erprobt. Und wenn da ein

anderer, der offenbar das Buch auch gelesen hat, in einem weiteren Nachwort die etwas spitze Bemerkung nicht unterdrücken kann: «Hüte dich, mein Sohn, vor anderen mehr; denn viel Büchermachens ist kein Ende, und viel Studieren macht den Leib müde» (12), dann würde sich der Prediger über diese Randglosse kaum gross aufregen, im Gegenteil, er hat zwar viel studiert und seinen (und oft auch unseren) Leib damit ermüdet, hat schliesslich sich sogar der Mühsal unterzogen, ein Buch darüber zu schreiben, aber keiner weiss besser als er um die Gefahr, dass das «Suchen vieler Künste nur weiter führt vom Ziel» (vgl. Kap. 7,29). Der Prediger ist durchaus bereit, auch sein eigenes Studieren und Bücherschreiben dem Gericht des Wortes zu unterstellen: «Eitel Eitelkeit, sprach der Prediger, eitel Eitelkeit, alles ist eitel» (Übers. Wilhelm Vischer). Und doch ist all unser menschliches Bemühen sinnvoll und nützlich; unser Leben lohnt sich, gelebt zu werden, solange man dabei die Grenzen erkennt und das Ziel nicht aus den Augen lässt.

Nur eines ist schliesslich nicht eitel, das ist die Gottesfurcht und das schlichte Halten der Gebote, weil Gott einst Rechenschaft fordert für all unser Lassen und Tun. «Lasset uns die Hauptsumme aller Lehre hören: Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das gehört sich für alle Menschen. Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, alles, was verborgen ist, es sei gut oder böse» (13-14). So ist die Gottesfurcht der Weisheit Anfang und nun auch der Weisheit Ende.

Erläuterungen (digitale Ausgabe):

- 1) Rotes Barett: rote (festliche) Kopfbedeckung (schweizerisch: Béret)
- 2) Adolf Hitler verkündete am 1. September 1933 offiziell, dass der von ihm geführte Staat ein „Drittes Reich“ sei, das „tausend Jahre“ dauern werde.

Wolfgang Wippermann: Drittes Reich. In: Wolfgang Benz et al. (Hrsg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. 5., aktualisierte und erweiterte Aufl., dtv, Stuttgart 2007, S. 479 f., ISBN 978-3-423-34408-1.

Benützte Literatur:

A. Kommentare

- *K. Budde*: Der Prediger, in E. Kautzschs Kommentarwerk zum Alten Testament.
- *Franz Delitzsch*: Biblischer Kommentar zu den poetischen Schriften des Alten Testaments.
- *F. Hitzig*: Der Prediger Salomo's, Exegetisches Handbuch zum Alten Testament, herausgegeben von W. Nowack.
- *Martin Luther*: Ecclesiastes oder Prediger Salomo, aus dem Latein verdeutscht durch Justum Jonam.
- *Anton v. Scholz*: Kommentar über den Prediger.
- *Wilhelm Vischer*: Der Prediger Salomo, übersetzt mit einem Nachwort und Anmerkungen.
- *Vincenz Zapletal*: Das Buch Kohelet.

B. Hilfsliteratur

- *Karl Barth*: Der Christ in der Gesellschaft, eine Tambacher Rede.
- *Karl Hartenstein*: Salomo, der Prediger.
- *Ernest Renan*: L'Ecclesiaste.